Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— ℳ 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die
J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping)
29. Kaufingerstraße 29.

Die goldene Gans.

Erster Band.

Die goldene Gans.

Roman

von

Georg Hartwig.

Erster Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.
1893.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Kalt strich der Herbstwind durch die regenschwere Luft. Die gelben Blätter an den Bäumen raschelten erschauernd zusammen. Noch ein Stoß, und sie glitten von den Zweigen, wie Vögel davon fliegen, und jagten rauschend über das Gartenthor hinweg auf die Landstraße hinaus. Nebel stiegen langsam empor und die Wolken sanken tiefer. Trostloses Grau hielt Alles ringsum eingehüllt. Es hing von den zitternden Aesten, es ballte sich über dem feuchten Rasen, es wand sich in langen Schleiern an den Mauern vorüber in zwei weitgeöffnete Fenster hinein.

Das Haus stand abseits von allen andern Gebäuden in dieser flachen Gegend. Es war größer, stattlicher gebaut und von einem gut gepflegten Garten umgeben.

Der Besitzer des Bergwerks, der „Annengrube“, Friedrich Golz, hatte es für sich erbaut, als er zum ersten Male ein Weib heimführte, dasselbe Weib, welches seine Armuth noch gekannt und den braven Steiger mit ihrer Hände Arbeit unterstützt hatte.

Dann war ihm ein kleiner Gewinn zugefallen. Er nahm bescheidenen Antheil an dem Grubenbetrieb und verstand es, zu rechnen und in allen Ehren glücklich zu spekuliren. Sein Antheil erweiterte sich rasch, Golz ward zum vermögenden Manne. Endlich gelang es ihm, alleiniger Besitzer der Grube zu werden, die er nach seinem Weibe die „Annengrube" nannte, und bei dem außergewöhnlichen Steigen der Kohlenpreise ward er in wenigen Jahren ein reicher Mann.

Da traf ihn, den rastlos Schaffenden, ein harter Schlag. Sein Weib starb. Sie hinterließ ihm kein Kind, keinen Erben so vieler schwer erworbener Schätze.

Friedrich Golz raffte sich muthvoll aus seiner Betäubung empor. Er versuchte es, die Last seines Daseins jetzt allein zu tragen. Nach manchen bitteren Kämpfen gelang es ihm.

Der große, hagere Mann mit dem wetterfesten Antlitz wanderte rastlos den eingeschlagenen Weg fort. Aber die Aussichtslosigkeit seiner Bestrebungen machte ihn wortkarg und die Einsamkeit daheim that ihm weh.

Sein Herz schlug noch immer warm, und die hellen blauen Augen strahlten diese Wärme nach außen — in ein anderes Frauenherz.

Annemarie war die Tochter eines armen Bergmanns, der, schwer verunglückt, die Güte seines Brodherrn an=

rief. Und Friedrich Golz ließ nicht auf sich warten. Er half mit Rath und That. Und dabei blickte er mit wachsender Liebe auf die bleiche, zarte Annemarie. Sie ahnte von seinen Wünschen nichts. Sie schaute zu dem ernsten Manne empor wie zu einer rettenden Gottheit, deren Knie sie in schwerster Stunde hilfeflehend umklammert. Ihr ganzes Wesen war Verehrung und Dankbarkeit.

Da, vor einem Jahre, an einem ebenso nebligen Herbsttage, wo der Wind mit gleicher Kraft die gelben Blätter von den Bäumen jagte, war Friedrich Golz in das Zimmer zu Annemarie getreten und hatte sie mit vor Bewegung rauher Stimme gefragt: „Willst Du mein Weib werden, geliebte Annemarie?“

Ihr überraschtes Herz setzte einen Moment aus vor Bestürzung, Thränen netzten ihre Wimpern.

Da nahm er sie in seine Arme. „Liebe Marie!“ sagte er leise. Dabei tropfte es auch von seinen Wimpern auf ihre gefalteten Hände.

Vier Wochen später führte er die junge Frau in sein vereinsamtes Haus. Mit ihr kam der langersehnte Sonnenschein wieder.

Annemarie belohnte seine Liebe überreich. Sie wollte ihm schenken, was er so oft, so lange umsonst ersehnt, was er als unerfüllbar bereits für immer aufgegeben: einen Erben.

Von Sorgfalt und Zärtlichkeit umgeben sah sie das Frühjahr kommen und die Spätsommerfäden ziehen.

Beim herbstlichen Rauschen der Bäume vernahm sie den ersten Schrei ihres Kindes, hielt Friedrich Golz sein Töchterchen freudig im Arm, diesen schönen Anfang endlichen Familienglückes.

Und dann verfinsterte sich die Glückssonne jäh. Die Fieberschauer der jungen Mutter gaben der Hoffnung keinen Raum mehr.

Sie ahnte ihren Tod nicht. Sie wollte ja noch lange und glücklich leben.

Er versprach ihr Alles, was sie müde lächelnd forderte. Ihm selbst saß der Tod dicht am Herzen, als er es versprach.

Seine Knie, die das Beugen verlernt, sanken in maßloser Verzweiflung neben dem Lager seines sterbenden Weibes zu Boden, und seine Lippen, die das Schluchzen lange verlernt, drückten sich tief in die Kissen, den Aufschrei der Seelenqual zu ersticken, der unaufhaltsam unter strömenden Thränen hervorbrach.

Annemarie wußte davon nichts. Ohne Besinnung noch Kümmerniß schied sie aus der Welt, die ihr so viel verheißen und so wenig erfüllt.

Und heute, an diesem grauen Herbsttage, der seine feuchten Nebel durch die geöffneten Fenster streichen ließ

bis an den Sarg, worin die Todte ruhte, sollte das Leichenbegängniß stattfinden.

Friedrich Golz, der sich nur mühsam aufrecht hielt, und eine entfernte Verwandte, die Gattin des Oberförsters Lichtweg, waren die einzigen Hauptleidtragenden bei der Trauerfeierlichkeit.

Der Abend kam. Der Vater hielt sein schlafendes Töchterlein im Arm. Annemarie sollte es heißen nach der Verstorbenen.

Die Oberförsterin, eine runde, gutmüthige Frau, erbot sich, die Kleine für die ersten Jahre zu sich zu nehmen, obwohl ihr Sohn bereits das Gymnasium mit gutem Erfolge besuchte. Aber Friedrich Golz, einen Blick auf das geliebte Antlitz seines Kindes werfend, erklärte, eher von seinem Leben, als von diesem letzten Pfande seines Glückes lassen zu wollen.

Doch zwei Jahre später fühlte Friedrich Golz, daß der Gram nicht umsonst an seinem Herzen genagt hatte. Er fügte seinem Testament folgende Bestimmung bei:

„Ich übergebe meine Tochter dem Oberförster Lichtweg und dessen Gattin zur Pflege, wofür dieselben, wenn sie ihre Pflicht redlich an der elternlosen Waise erfüllen, ein jährliches Erziehungsgeld im Betrage von fünftausend Mark ausgezahlt erhalten sollen.“

Kaum drei Monate später ward der Erblasser aus diesem Leben abgerufen, nachdem er sein Kind gesegnet.

Die Frau des Oberförsters erschien abermals in dem jetzt völlig verödeten Hause, küßte die Kleine unter Mitleidsthränen, ordnete deren Hinterlassenschaft, so weit ihre Befugnisse dies gestatteten, packte das Nothwendige zusammen, miethete eine Kinderpflegerin und fuhr mit dieser und der kleinen Annemarie schleunigst davon, da sie ihren Sohn zu den Osterferien daheim erwartete.

Das leere Haus bezog alsbald der von Friedrich Golz ernannte und vom Vormundschaftsgericht bestätigte Verwalter der Annengrube.

An einem sonnenhellen Frühlingstag hielt Annemarie auf den Armen ihrer Wärterin ihren Einzug in die Oberförsterei. Dieselbe lag mitten im Walde. So nahe drängten sich die Zweige um das schmucke Gebäude, daß sie fast in Annemariens Kinderstube hineinnickten.

Der Oberförster, ein ernster, kurz angebundener Mann mit bereits stark ergrautem Vollbart, stand in der Hausthür, als der Wagen mit seiner Gattin und dem neuen Familienzuwachs vor derselben hielt.

Seine Frau, welche den letzten Theil des Weges nach ihrer Gewohnheit mit Aufspringen, Hinsetzen und Umsehen zugebracht, sprang trotz ihrer Fülle wie ein Gummiball vom Tritt herab.

„Guten Tag, Emmerich! Da sind wir! Wie geht es Dir? Was macht das Kälbchen von der Rothschecke? Hier ist die Kleine! Was schreibt Rudolph? Es ist doch ein Brief von ihm da? — Nein? Wo ist er? Hast Du ihn bei dir?“

„Hole Athem, und wenn's Dir möglich ist, recht tief,“ sagte der Oberförster flüchtig lächelnd.

„Aber du antwortest mir ja gar nicht!“ rief sie, ihn rasch küssend.

„Auf was zuerst? Kalb, Brief, Rudolph? — Na, sei willkommen! Laß mich die Kleine sehen!“

Die Oberförsterin nahm das Kind, welches sich neugierig und furchtsam zugleich umschaute, der Wärterin ab und hielt es ihrem Gatten entgegen. „Sieh, Annemarie, sieh, dies ist Dein Onkel! Sage Onkel! Willst du nicht? Gefällt sie Dir, Emmerich?“

Der Oberförster sah schweigend auf das hilflose kleine Wesen, welches vor Kurzem das höchste Glück eines Menschen ausgemacht hatte und jetzt auf fremdes Mitleid angewiesen war.

„Gefällt sie Dir nicht, Emmerich? Lache 'mal, Annemarie!“

Statt dessen warf das Kind, eingeschüchtert von dem fremden bärtigen Antlitz, heftig das Köpfchen zur Seite und fing an laut zu weinen.

„Bringe sie fort!“ sagte der Oberförster ruhig. „Armes, kleines Ding!“

Seine Gattin, welche auf einen andern Erfolg gerechnet hatte, befahl der Kinderfrau mißmuthig, ihr zu folgen, und geleitete Beide in ein trauliches Giebelstübchen, wo die grünen Buchenzweige leise gegen die Fensterscheiben anpochten.

Dann kehrte sie zu ihrem Gatten in das Wohngemach zurück.

Er ging langsam darin auf und nieder, von seinem Lieblingshunde treulich gefolgt.

„Nun, Emmerich,“ fragte Frau Klara besorgt, „ist Dir's nicht recht?“

Der Oberförster blieb stehen. „Was soll ich sagen? Nein, recht ist mir's nicht!“

„Aber bedenke doch das Geld, die fünftausend Mark jährlich!“

„Nun ja, das Geld,“ wiederholte er kopfnickend. „Du hast ja genug darüber gepredigt, nun kriegen wir's ja.“

„Aber Rudolph, unser guter Rolph —“ fiel sie hastig ein. „Er soll und kann davon studiren.“

„Nun, seinethalben gab ich ja auch nach, aber brauchen thut er's eben so wenig, als wir es nöthig haben; es hätte auch so gereicht. Ich sehe nicht ein,

weshalb der Bursche es besser haben soll, als sein Vater! Habe mich auch einschränken und durch's Leben schlagen müssen und es doch zu etwas gebracht."

„Wenn man's aber haben kann —"

„Nimmt man sich eben die Unruhe in's Haus, den Aerger und die Verantwortung," unterbrach er sie ruhig. „Denn wenn ich einmal Ja zu etwas gesagt habe, weißt du wohl, dann biege ich die Sache auch durch. In diesem Falle ganz so, als ob es mein eigen Fleisch und Blut sei. Verstanden?"

„Das Testament, Emmerich —"

„Ei was! Eine fremde Prinzessin im Hause, die uns unsere Mühe bezahlt und thun kann, was ihr gefällt — danke schön! Gehorchen wird das reiche Fräulein, und wenn sie zehn Millionen hätte und alle Leute, die Söhne haben — wie zum Beispiel Du selbst — Zeter darüber schrien. Das merke Dir, mein Schatz, der Oberförster Lichtweg fackelt nicht!"

„Wenn nur der Junge sich willig in diesen Anhang finden möchte," fiel Frau Klara besorgt ein.

„Das möchte ich erleben. Gern oder ungern. Du hast's ja gewollt, hast alle diese unnöthigen Erörterungen mit Gewalt in's Haus gebracht. Nun sind sie glücklich d'rin. Aber den Jungen holt der Kuckuck, wenn er zu mucksen wagt über unsere Beschlüsse!"

„Nun gut!“ sagte die Oberförsterin ergeben, während sie den Entschluß faßte, die Kleine so viel als möglich aus ihres Eheherrn Nähe fernzuhalten. „Das arme Geschöpf! Ihr werdet es Alle mir schon noch einmal danken.“

„Weib,“ rief der Oberförster halb ernst, halb scherzend, „gieb doch der Wahrheit wenigstens einmal die Ehre! Sage, daß Du an das Wohl des armen Wurmes nicht entfernt gedacht hast bei Deinem sogenannten Samariterwerk, sondern daß Du nur die fünftausend Mark jährlich auf Zinsen legen und außerdem Deinem Sohne eine glänzende Partie in Sicherheit bringen wolltest. — Karo,“ fuhr er fort, seinem Jagdhund die gebräunte Hand auf den Kopf legend, „ist's nicht so?“

Der Hund bellte als Erwiederung laut auf.

Der Oberförster lachte. „Da hörst Du's! Nun laß es gut sein — Du allein hast ja die Mühe davon. Und jetzt lies diesen Brief; Rolph kommt morgen Mittag.“

Frau Klara, deren ganzes Glück in ihrem einzigen Sohn wurzelte, lief entzückt aus der Thür, die nöthigen Vorbereitungen zu seinem Empfange zu treffen.

Am andern Tage erschien Rolph Lichtweg pünktlich im Elternhause. Er nahm sich kaum Zeit vom Wagen zu springen, als er auch schon an der Brust der Mutter lag, ihr Gesicht mit Küssen bedeckend.

„Na, guten Tag, mein Bürschchen!“ sagte der Oberförster. „Wollen wir nicht auch einmal hierher sehen?“

Der Knabe fuhr hastig mit der Hand über seine feuchten Augen und nahm eine feste Haltung an.

„Flennen wir wieder ein bischen?“ sagte der Oberförster, indem er, ohne die kurze Pfeife aus dem Munde zu nehmen, seinem Sohne die Rechte entgegen streckte.

Dieser ergriff sie und drückte seine frischen Lippen darauf. „Guten Tag, Vater!“

Der Alte nickte. „Komm' 'mal her, Junge! Sieh' 'mal, was wir hier haben!“

Die Oberförsterin war rasch in's Haus getreten und erschien jetzt wieder mit der kleinen Annemarie auf dem Arm.

Rolph Lichtweg öffnete vor Staunen den Mund.

„Na, was meinst Du wohl, Junge, wer das hier ist?“

„Bleibt sie hier bei uns?“ fragte Rolph, noch immer athemlos vor Ueberraschung.

Der Oberförster nickte, während die Mutter besorgten Blickes das Antlitz ihres Sohnes beobachtete.

„Deine Schwester ist es,“ sagte er dann kurz. „Wir haben das Waisenkind aufgenommen. Du wirst sie behandeln wie Deine Schwester.“

Der schlank gewachsene Knabe mit den dunklen, krausen Haaren und den hellen, braunen Augen nickte gehorsam. Die Kleine kam ihm vor wie eine Wachspuppe im Schaufenster, die er zur Weihnachtszeit so oft bewundert.

„Mutter,“ fragte er leise, „wie heißt sie?“

„Annemarie,“ sagte die Oberförsterin gerührt.

Das Kind, welches bis dahin unverwandt auf die Erscheinung des Knaben geblickt, ward bei Nennung seines Namens lebendig.

„Annemarie!“ wiederholte er lächelnd.

Da lachte die Kleine mit und streckte beide Arme nach ihm aus. Unwillkürlich trat er näher. Ehe er sich's versah, umklammerte sie ihn mit beiden Händen und hing fest an seinem Halse.

Rolph Lichtweg stand äußerst verlegen da. Er erröthete über und über.

„Nun, Junge,“ rief der Oberförster lachend, „gebrauche doch Deine Arme. Gieb sie ihm, Mutter!“

Die Oberförsterin trat zurück.

Da hielt Rolph die Kleine allein auf dem Arm. Sie hüpfte vor Vergnügen und küßte ihn nach Kinderart mitten auf Nase und Augen, daß er hell auflachen mußte. „Närrisches Ding, was fällt Dir ein!“

„Nun geh', Junge, und spiele mit ihr,“ sagte

der Alte. „Und wenn sie unartig ist, so rufe die Mutter. Du selbst darfst sie nicht anrühren, nie; verstanden?“

„Ih bewahre!“ sagte Rolph, mit ihr davoneilend. „Sie ist ja zerbrechliche Waare.“ —

Und so spielten sie miteinander. Jahraus, jahrein.

Rolph's Kommen war der Lichtpunkt in der kleinen Annemarie einsamem Dasein. Sie wurde sorgsam gepflegt und wohl erzogen, aber Liebe ward ihr nicht viel zu Theil.

Das rauhe Wesen des Oberförsters, welcher gleichwohl mit vollkommener Unparteilichkeit ihre Kindesrechte in seinem Hause wahrte, hatte vom ersten Moment an abschreckend auf Annemarie eingewirkt. Sie fürchtete den großen, strengen Mann, über dessen Lippen niemals ein zärtliches Wort zu ihr gedrungen, der sie bei der geringsten Widersetzlichkeit, bei jedem Thränenerguß stumm bei der Hand nahm und aus der Stube führte, bis sie endlich gelernt hatte, willenlos zu gehorchen.

Bei solchen Gelegenheiten suchte sie wohl zuerst Tröstung am Herzen der Oberförsterin, aber diese, leicht ungeduldig und auch ohne wärmeres Gefühl für das angenommene Pflegekind, vermied es ängstlich, ihrem Gatten mißfällig zu werden, und wies die verlangende Kleine daher ohne Liebkosung zurück.

So blieb sie allein mit ihren kleinen Freuden, ihren kleinen Kümmernissen.

Es war, als habe das jammervolle Geschick ihrer ersten Lebenstage einen Stempel auf Annemariens ganzes Wesen gedrückt. Aeußerlich immer mehr das Bild ihrer Mutter, nahm sie von Jahr zu Jahr ein stilleres, in sich verschlossenes Wesen an. Sie fühlte instinktiv, daß ihrem Dasein etwas fehle, daß sie in Gegenwart anderer Kinder nicht vollberechtigt sei; sie fühlte, daß ein Unterschied zwischen ihr und Rudolph Lichtweg, ihrem Bruder, bestehe, ohne daß derselbe sich jedoch einer zärtlicheren Behandlung seitens des Oberförsters rühmen konnte.

Und so ward sie furchtsam, verlegen, scheu. Die Leute nannten sie ein zurückgebliebenes Kind, geistig und körperlich, wenn Annemarie sich geflissentlich aus dem Zimmer drückte, und beneideten doch den braven Oberförster glühend um die fünftausend Mark Erziehungsgelder.

Als Annemarie älter wurde, begann sie über sich und ihr Verhältniß zu Lichtwegs nachzudenken. Eines Tages fragte sie die Oberförsterin geradezu: „Wie kommt es, Tante, daß ich zu Dir nicht Mutter sage, wie Rolph es thut? Und zu dem Onkel nicht Vater?“

„Weil wir — weil Du — ich werde Dir das ein

andermal auseinandersetzen, Kind.“ Damit verließ Frau Klara das Zimmer. Die Fragende that ihr leid.

Als aber gleich darauf Rolph zum letzten Male vor seinem Abgang zur Universität nach Hause kehrte, eilte Annemarie ihm schon auf eine halbe Stunde Weges entgegen, und sich zärtlich an ihn drückend, wiederholte sie hastig jene Frage.

Der neunzehnjährige Jüngling sah mit sichtlichem Staunen in ihr schmales, bleiches Antlitz.

„Annemarie, das weißt Du noch nicht?“ Sie kam ihm in diesem Augenblick wirklich sehr thöricht vor.

„Nein,“ flüsterte sie, seine Hand beschämt fallen lassend.

„Aber Du hast ja doch keine Eltern,“ sagte er, mitleidig über ihr dunkelblondes Haar streichend. „Sie sind ja lange todt.“

„Todt!“ erwiederte sie leise, ohne zu erschrecken. „Sind sie alle Beide todt?“

Er nickte.

„Da habe ich auch keine Heimath?“ fragte sie, scheu aufblickend.

„Doch!“ sagte er rasch und mitleidsvoll. „Bei meinen Eltern, bei mir! Sei nicht traurig, Annemarie. Dafür bist Du ja ein reiches Mädchen. Hast so viel Geld!“

„Ja, was soll ich denn damit machen?“ fragte sie neugierig und traurig zugleich. Und gleich darauf: „Ist's wahr, Rolph, kommst Du jetzt so bald nicht wieder?“

Er nickte freudig. „Freilich nicht! Ich gehe nach Freiburg. Ich werde Student.“

„Und ich?“ Ihre Augen standen voll Thränen.

„Ach, das weiß ich ja nicht!“ rief er lachend. „Doch! Du kommst auch fort, Du wirst in eine Pension geschickt, Annemarie, damit Du was lernst. Hier bleibst Du doch lebenslang ein kleines Gänschen.“

Sie hatte von Neuem seine Hand ergriffen. „Darf ich dort auch an Dich denken?“

„Natürlich! Vielleicht schreibe ich Dir einmal. Aber wenn Du nicht besser schreiben lernst, als bei dem alten Kantor —“

„Ich will,“ rief Annemarie unter heißen Thränen, „will Alles lernen. Aber behalte mich ein bischen lieb, Rolph, — hörst Du?“

Er umfaßte ihre Schulter und lachte.

„Sei doch nicht so dumm, Annemarie, ich gehe ja nicht aus der Welt. Und wenn ich auch hübschere Mädchen sehe, werde ich Dich darum nicht vergessen. Komm, gib mir einen Kuß! — Nein, nun ist's genug!“ rief er scherzend, ihre geöffneten Arme von sich abwehrend. „Mutter wartet.“

Die Oberförsterin, ganz hingenommen von dieser ersten längeren Trennung, hatte nur Augen und Ohren für den Sohn. Sie empfand förmlich Eifersucht gegen Annemarie, sobald die Kleine des Jünglings Aufmerksamkeit auf sich zu lenken versuchte, und beschäftigte sie nach Kräften außerhalb des Wohngemaches.

Der Oberförster, dem der Abschied gleich tief zu Herzen ging, verbarg seine Vatergefühle unter einer noch rauheren Hülle als gewöhnlich, so daß Annemarie bei den Mahlzeiten kaum zu athmen wagte, geschweige denn anders als mit zitternder Stimme zu antworten.

Rolph war der Einzige, dessen heitere Laune den Familienkreis erhellte. Sein Lieblingswunsch war ja erfüllt, er durfte studiren und zwar auf der schönsten Universität.

Kurz vor dem Abschied winkte ihn der Oberförster zu sich in seine Stube.

Dieses Gemach, so tief von Bäumen umschattet, daß ein geheimnißvolles Dämmern nie daraus wich, hatte für den Sohn von Jugend auf immer etwas Unbehagliches gehabt. Hier empfing er jede Strafe, hier mußte er seine Ferienaufgaben machen.

Sobald Rolph eingetreten war, sagte der Alte schroff: „Komm her, Junge!“

Der Jüngling gehorchte.

„Du verläſſeſt uns jetzt, um ein ſelbſtſtändiger Menſch zu werden. Ich ſelbſt hätte Dir die Mittel zum Studiren kaum geben können, wenigſtens nicht ſo reichlich. Annemarie Golz gibt ſie Dir. Daß Du ſpäter 'mal ein paar Groſchen in der Taſche haben wirſt, ganz gegen meinen Wunſch, verdankſt Du ihr und Deiner Mutter, welche ſich mit Mühe und Ausdauer das Erziehungsgeld des Kindes verdient hat. Willſt Du nun als ein rechtlicher Menſch handeln, ſo vergißt Du es der Waiſe nie, was ſie Dir unwiſſentlich ermöglicht hat. Als Sohn aber gebe ich Dir den väterlichen Rath, ſei ſparſam und ordentlich. Machſt Du Schulden aus Liederlichkeit und Verſchwendung, ſo ſind wir geſchiedene Leute. Einen Lump kann ich als Sohn nicht gebrauchen. Verſuche es auch nie, Dich hinter die Mutter zu ſtecken. Hinter der Mutter ſtehe ich. Und nun geh'!"

Rolph, der während dieſer finſter geſprochenen Worte mehrmals erröthet und erblaßt war, griff nach ſeines Vaters Hand.

Der Oberförſter ſah ihm feſt in die Augen. „Haſt Du noch etwas auf dem Herzen, ſo ſprich!"

Der Jüngling drückte des Vaters Rechte mit verlegener Haſt. Er ſtockte mehrmals. Endlich brachte er leiſe hervor: „Ich möchte wiſſen, ob Du mich lieb haſt, Vater."

„Ob ich Dich lieb habe?“ wiederholte der Alte langsam, und aus dem Zucken seines grauen Bartes sprach die tiefe Bewegung seines Herzens. „Junge, Junge! Werde ein braver Mensch und denke an Deine Eltern. Weh' Dir, wenn — geh'“ sagte er leise, seine Hand frei machend, „geh' und sei ordentlich!“

Rolph wandte sich erschüttert ab und verließ das Zimmer.

Der Oberförster blieb regungslos stehen und starrte auf die Stelle nieder, wo sein Liebstes gestanden. Sein scharfes Auge umnebelte sich langsam. Dann raffte er sich hastig auf, warf die Flinte über den Rücken, verließ das Zimmer und ging durch eine Hinterthür in den grünen Wald.

Rolph suchte inzwischen nach Annemarie. Er fand sie endlich im Garten. Sie lag auf der Erde, das Ohr auf den Rasen gedrückt.

„Was machst Du da?“ fragte er erstaunt.

Sie richtete sich verwirrt auf. „Ich — ich weiß es nicht, mir war so, als ob ich sterben möchte.“

Er hob sie halb gerührt, halb spöttisch auf. „Nein, so etwas! Du bist ja doch zehn Jahre alt, Annemarie.“

Seine Mutter rief nach ihm. Rolph ließ Annemarie los. „Lebe wohl! Wenn Du so weinst, wirst Du häßlich. Lebe wohl!“

Damit eilte er fort.

Annemarie aber warf sich nieder in das Gras und weinte, als ob ihr kleines Herz brechen sollte.

Da der Oberförster sich energisch weigerte, noch eine fremde Person, eine Erzieherin, in's Haus zu nehmen, so blieb Frau Klara nichts übrig, als ihre Pflegetochter in einem Pensionat anzumelden.

Nachdem eine bejahende Antwort eingetroffen, wurde Annemarie von der bevorstehenden Abreise in Kenntniß gesetzt, und alle Vorbereitungen wurden mit großer Sorgfalt betrieben.

An dem bestimmten Tage hielt der Wagen vor der Thür. Die Oberförsterin und Annemarie stiegen ein, und fort ging's einem neuen, unbekannten Leben entgegen.

Annemarie ließ Alles wie betäubt mit sich geschehen. Sie vergaß den kurzen Abschied von ihrem Pflegevater, der ihr keine Wehmuth eingeflößt, und dachte nur an die rauschenden grünen Bäume, welche sie verlassen sollte, und an die munteren Vögel, welche sich darin wiegten und sangen vom Sonnenaufgang bis Sonnenniedergang.

Endlich war die Stadt erreicht.

Der Anblick ihrer steinernen Häuserreihen wirkte

völlig vernichtend auf das scheue Gemüth des Kindes. Sie hielt die Hände der Oberförsterin in wahrer Seelenangst umklammert.

Auch der Eintritt in das vornehm ausgestattete Treppenhaus, der teppichbelegte Aufstieg zu ihrer künftigen Heimath, die Klingel mit dem großen vergoldeten Löwenkopf, an der ihre Pflegemutter zog, daß es gellend durch die Stille hallte, Alles versetzte sie in Furcht und Beben.

Und nun gar die Erscheinung der fremden, schwarz gekleideten Frau, welche sie gütig bei der Hand nehmen wollte!

Sie schrie laut auf und drückte ihr Gesicht fest in das Kleid der sehr verlegenen Oberförsterin.

Nachdem man Annemarie endlich durch freundliches Zureden aus dem Zimmer entfernt, setzte Frau Klara mit merkbarem Stolz der Vorsteherin die außergewöhnlich glänzenden Verhältnisse des neuen Ankömmlings auseinander, indem sie zugleich von Weitem durchschimmern ließ, daß über die Zukunft der Kleinen schon entschieden sei.

Da Fräulein Adelheid Becker natürlich reiche Mädchen lieber bei sich aufnahm, als weniger wohlhabende, so hieß sie Annemarie mit aufrichtiger Theilnahme willkommen und überhörte es lächelnd, als das Kind

ohne Aufhören schluchzend rief, daß sie hier sterben müsse, wenn sie keine grünen Bäume mehr sähe.

Trotzdem reiste die Oberförsterin allein zurück und Annemariens Lehrjahre begannen.

Schon die erste Prüfung ergab, daß Annemariens Wissen weit hinter den Anforderungen der Anstalt zurückstand. Sie mußte also doppelt in Anspruch genommen werden.

Und so saß der scheue kleine Vogel, dessen größtes Glück bisher die freie Bewegung gewesen war, Tag aus Tag ein unter beaufsichtigenden Augen über den Büchern und träumte von den schönen grünen Bäumen.

Sie lernte schlecht und aß auch wenig und weinte viel im Stillen.

Die Lehrerinnen schalten. Aber Annemarie kannte ja keinen Widerspruch, sie that Alles, was man von ihr verlangte, nur ohne Erfolg.

Ihre Mitschülerinnen sahen sie mit neidischen Blicken an. Trotzdem flüsterten sie ihr zu: „Sei doch nicht so dumm und laß dir Alles gefallen. Du bist ja so reich.“

Eines Tages schalt sie die Vorsteherin. „Du bist ein thörichtes Kind. Was bist Du?“

„Ich bin so reich,“ sagte Annemarie demüthig.

„Du bist eine Gans,“ rief Fräulein Becker ärgerlich,

„wenn auch eine goldene. Schreibe zwanzigmal auf die Tafel: Ich bin eine Gans.“

Und Annemarie schrieb gehorsam und ohne Verständniß für ihr Vergehen: „Ich bin eine goldene Gans.“

Von da an hieß sie unter ihren Genossinnen nur noch die goldene Gans.

Und derweilen wuchs ihr Reichthum mit jedem Jahr. Die Annengrube warf immer größeren Gewinn ab, und Zins auf Zinseszins angelegt machte, daß Annemariens Vermögen sich jetzt schon auf Millionen belief.

Nach Verlauf von sechs Jahren war Annnemarie fast noch ebenso fremd in der Anstalt, wie am ersten Tage. Und was das Traurigste war, sie fühlte sich nun auch ebenso fremd in der Oberförsterei.

Den Unterschied zwischen dem Empfange Rolph's, wenn er zu den Ferien in das Elternhaus heimkehrte, und dem ihrigen, wenn sie einmal im Jahre zu den großen Sommerferien eintraf, empfand Annemarie nur allzu deutlich.

„Als Schwiegertochter werde ich sie gewiß sehr lieb haben,“ tröstete Frau Klara sich, wenn ihr das eigenartige Wesen des Backfisches unsympathisch war.

Aber Annemarie sah Rolph in diesen sechs Jahren nicht ein einziges Mal. Er kam immer dann, wenn sie wieder in die Pension zurück mußte.

Stundenlang konnte sie vor seinem letzten Bilde stehen und es betrachten.

„Nimm es Dir mit,“ sagte die Oberförsterin freundlich. Aber der Oberförster rief spöttisch dagegen: „Damit sie noch mehr in die Wolken gucken lernt, nicht wahr? Nase in's Buch. Der Junge hängt hier an seinem Platze, nicht dort.“

So unterblieb es. —

Im September erhielt Annemarie die Nachricht, daß Rolph sein erstes juristisches Examen bestanden habe und als Referendar an das Kammergericht in Berlin gegangen sei.

Ihr Herz drängte sie, ihm ein paar glückwünschende Zeilen zu schreiben, aber der Referendar kam ihr so ehrfurchterweckend vor, daß die Scheu vor seiner Kritik ihres Briefes den Herzenswunsch überwog.

Annemarie war jetzt ein langaufgeschossenes Mädchen mit sehr mageren Armen. Ihr Gesicht trug die Farbe der Bleichsucht. Es war schmal und hager, wodurch die großen dunkelblauen Augen noch größer erschienen. „Sie hat nur Augen im Gesicht!“ spöttelten ihre Mitschülerinnen.

Wirklich schön waren nur ihre goldbraunen Haare, die sie in reicher Fülle besaß und deren natürliche Kräuselung die Stirne sehr reizvoll umrahmte.

In ihrem Wesen hatte sich äußerlich nicht viel geändert. Sie lernte jetzt zwar mit Verständniß und gutem Erfolg, aber sie gab nichts darüber von sich. Er war ihr gleich, ob sie mehr wußte als die andern oder nicht. Nur die Musik machte ihr große Freude, und durch eisernen Fleiß hatte sie es im Klavierspiel zu einer beträchtlichen Fertigkeit gebracht. Daneben besaß sie eine sympathische, etwas umflorte Altstimme, die ebenfalls gewissenhaft ausgebildet ward. Nur tanzen mußte man sie nicht sehen.

„Sie watschelt wie eine goldene Gans,“ sagten die übermüthigen Mädchen, unter denen sie keine Freundin besaß.

„Mein Fräulein, Sie treten sich die große Zehe ab!“ rief der Tanzmeister verdrießlich. „Keine Perpendikelbewegungen mit den Armen, wenn ich bitten darf!“

Infolge dessen haßte Annemarie das Tanzen.

Zu Ostern verließen ihre beiden Stubengenossinnen die Anstalt, und zwei Neue rückten an deren Stelle. Die Vorsteherin machte die jungen Mädchen persönlich mit der Millionärin bekannt. Annemarie begrüßte sie gleichgiltig.

Es waren zwei völlig verschiedene Erscheinungen. Die Eine, Lucie v. Trefflingen, besaß alle Reize einer

werdenden Schönheit. Zierlich von Figur, dabei jetzt schon von entzückendem Ebenmaß der Glieder, hatte sie auch ein reizendes Gesichtchen. Goldblonde Locken ließen ihre rosige Farbe noch klarer hervortreten, und die nußbraunen Augen unter den fast schwarzen Brauen gaben dem Ausdruck ihrer Züge etwas äußerst Pikantes.

Gertrud v. Nixen, gleich Lucie bereits im fünfzehnten Lebensjahr stehend, war dagegen von hoher und bereits gereifter Gestalt. Sie sah älter aus als jene mit ihren dunklen Haarflechten, welche einen stolz gebogenen Nacken sehen ließen. Der Schnitt ihrer Züge war streng, zuweilen hart, dabei von klassischer Reinheit. Aus ihren unbestimmt gefärbten Augen sprach große Energie und Charakterfestigkeit, aus ihrer bescheidenen Kleidung Armuth.

Lucie flatterte sogleich wie eine Libelle mit offenen Armen auf die stumm verharrende Annemarie zu, während Gertrud langsam näher schritt.

„Ich weiß schon Alles,“ flüsterte Lucie Annemarie in's Ohr. „Du bist ein Goldfisch. Wir wollen Freundschaft halten. Damit bot sie ihr die rosigen Lippen zum Kuß. „Willst Du?“

Annemarie, scheu wie immer, nahm diese Huldigung ihres Geldes widerstandslos hin. Als sie aber das

eigenthümliche Lächeln um Gertrud's Lippen sah, wehrte sie das reizende Geschöpf instinktiv von sich ab.

„Bitte, ich habe Zeit," sagte Gertrud zurücktretend.

Annemarie reichte ihr die Hand.

Sie drückte dieselbe leicht und wandte sich dann mit einer Anfrage an die Vorsteherin, mit welcher sie das Zimmer verließ.

Zweites Kapitel.

Mit Lucie v. Trefflingen war ein belebendes Element in die Anstalt eingezogen. Ihr unruhiger Geist suchte überall Zerstreuung und fand sie auch zumeist. Sie wußte sich bei Jedermann durch Liebenswürdigkeit und Schmeichelei in Gunst zu setzen. Nur an Gertrud v. Nixen scheiterten alle ihre Künste. Annemarie dagegen, von der Aufrichtigkeit aller Betheuerungen überzeugt und gedrängt von ihrem liebeheischenden Herzen, schloß sich bewundernd an das schöne Mädchen an.

„Laß Gertrud laufen, den alten Professor," spöttelte Lucie. „Sie ochst wie ein Kandidat. Und dabei ist sie geizig wie —"

„Weil sie arm ist," fiel Annemarie ein.

„Ach, sie hat Geld genug in der Börse, aber sie kauft sich kein Stück Kuchen. Weißt Du, was ihr Vater gewesen ist?"

„Lehrer. Die Mutter hat nur ihre kleine Pension."

„Na, da möchte ich wissen, wer sie in dieser theuren Anstalt, in diesem kostbaren Heiligenstift freihält!"

Annemarie zuckte die Achseln. „Frage sie!"

In diesem Moment trat Gertrud zur Thür herein.

Lucie flog ihr keck entgegen. „Sage, Gertrud, wer läßt Dich eigentlich hier studiren?"

Das junge Mädchen erröthete flüchtig, dann nahm sie ihre kälteste Miene an und erwiederte kurz: „Das kümmert Niemand, Euch Beide am wenigsten!"

Am andern Tage packte Annemarie ihre Sachen. Es war Juli geworden, die Ferien begannen. Man erwartete sie in der Oberförsterei. Und diesmal war Rolph auch dort.

So oft während der heißen Eisenbahnfahrt Annemarie hieran dachte, hatte sie ein Gefühl, als müsse sie aus dem Wagen herausspringen vor Ungeduld und Erwartung.

Endlich hielt der Zug auf der kleinen Station. Das junge Mädchen blickte durch's Fenster. Da stand hinter dem Bahnhofgebäude der bekannte kleine Halbwagen mit dem alten Schimmel bespannt.

„Buchwald, aussteigen!" Der Schaffner riß die Coupéthür auf.

„Guten Tag, Annemarie!"

Sie schrie leise auf. „Rolph! O, Rolph!“

Der junge Mann reichte ihr lachend die Hand. „So komm doch, der Zug geht ja gleich weiter!“

Ach, auf dieses Wiedersehen hatte sie sich Jahre hindurch gefreut, immer den Moment ersehnend, wo sie wieder des einstigen Spielgefährten Hals umschlingen werde, und nun stand sie mitten auf dem staubigen Bahnsteig, purpurroth und so verlegen, daß sie nicht aufzuschauen wagte.

„Annemarie, wovon träumst Du denn? Willst Du mir keinen Kuß geben?“

Sie nickte.

Er beugte sich unter ihren breitrandigen Strohhut. Als er seine Lippen auf die ihren drückte, zitterte sie.

„Du bist ja sehr erwachsen,“ sagte er lächelnd, als sie hastig zurücktrat. „In die Höhe gegangen bist Du wie eine Tanne.“

„Und Du bist so schön geworden,“ sagte sie leise.

Er lachte laut über ihre Naivität, wenngleich geschmeichelt. „Wir haben übrigens einen Fremden im Hause, einen Sommergast. Ich habe ihn aus Berlin mitgebracht.“

Dann hob er sie in den Wagen, und sie fuhren davon. Aus dem dichten Grün des Waldes schimmerte alsbald das rothe Ziegeldach der Oberförsterei.

Frau Klara, welche ihr Ideal sich verwirklichen sah, als sie Rolph neben Annemarie erblickte, empfing Beide mit großer Freude. Der Oberförster sprach sein „Willkommen!“ kurz aus, wie gewöhnlich.

Ein hoch gewachsener Mann trat vor Annemarie. „Valer Carisius!“

Sie verneigte sich schüchtern.

„Nun, Mädchen,“ rief der Oberförster gut gelaunt, „hast Du nicht ein hübscheres Kompliment gelernt als diesen Kratzfuß?“

„Was mich anbelangt,“ fiel Valer Carisius verbindlich ein, „so bin ich für diesen liebenswürdigen Gruß sehr dankbar, da meine Person hier nur eingeschmuggelt ist von der Freundschaft.“

Rolph legte den Arm um ihn. „Du kannst Dich hier nach Herzenslust am edlen Waidwerk vergnügen, wie ich Dir in Berlin versprach.“

„Sie sollten Forstmann werden,“ sagte der Oberförster wohlgefällig. „An meinem Sohn erlebe ich's leider nicht. Aber —“

„Vater,“ unterbrach ihn Rolph lachend, „Valer Carisius hat in seinem Leben soviel Leoparden und Tiger geschossen, daß ihm Deine Hasen und Rehe nur wie die Fliegen vorkommen, die der Teufel bekanntlich in der Noth frißt.“

Annemarie fühlte sich wie verzaubert zwischen den beiden jungen Männern. Sie sah in das offene, schöne Antlitz ihres Jugendfreundes und fühlte ihr Herzblut heftiger wallen; und mit Wohlgefallen lauschte sie der angenehmen Stimme des Fremden, wenn er Abends unter der säuselnden Buche von seinen Abenteuern in Amerika erzählte.

Ihre träumerische Phantasie ward mächtig angeregt. Sie hätte mit Rolph hinausziehen mögen in die weite Welt, über Länder und Meere, um alle Wunder der Natur mit eigenen Augen zu schauen.

Beim Schlafengehen fragte Rudolph den Freund, wie ihm seine Pflegeschwester gefalle.

„Sie hat Rasse. Jedenfalls wirst Du eine bequeme Frau an ihr haben.“

„Wenn ich nur wüßte,“ sagte Rolph gähnend, „wie ich die paar tausend Mark zur Bezahlung meiner Schulden von meinem Alten am besten loseise! Gutwillig wird er nicht bezahlen.“

„Ich lebe nächstens auch nur von den Zinsen meiner Schulden,“ erwiederte Valer Carisius kurz. „Und Du hast glänzende Aussichten, ich nicht.“ —

Früh mit den ersten Vögeln eilte Annemarie in den thauigen Garten. Unter Rolphs Fenster stehend, fühlte sie zum ersten Male Freude am Leben in ihrem Herzen. Und

als er endlich zu ihr trat und mit dem Bewußtsein seiner zukünftigen Rechte ihre Schulter scherzend umschlang, da war es ihr, als höbe sich ein Schleier von ihrer Seele.

„Wie alt bist Du eigentlich, Annemarie?" fragte er neckend.

„Im Oktober werde ich siebzehn Jahre alt," erwiederte sie ganz ernsthaft. „Dann verlasse ich nächste Ostern die Pension."

„Und dann?"

„Dann komme ich wohl hierher zurück," sagte sie leise.

„Und dann?" wiederholte er, sich an ihrer Harmlosigkeit ergötzend.

„Dann, ja dann — ich weiß nicht" —

„Wirst Du Dich verlieben."

„In wen?" fragte sie rasch aufschauend.

Er lachte laut. „Ja, Närrchen, das mußt Du doch wissen! Wie müßte denn Dein Zukünftiger aussehen?"

Sie erröthete über und über.

Er drückte ihre Hand leicht. „Etwa so wie ich?"

Die Oberförsterin kam hinzu. „Hier ist ein Brief an Dich, Annemarie."

Das junge Mädchen erbrach ihn. „Ach, von

Lucie v. Trefflingen! Höre nur, liebe Tante, sie schreibt mir, daß ihr Bruder an der Diphtheritis erkrankt sei und sie deßhalb nicht nach Hause kommen solle. Ob Du erlauben wolltest, daß sie die Ferien hier bei mir zubringen dürfe?"

„Meinetwegen, wenn's dem Vater recht ist."

Der Oberförster, obwohl ungern, willigte schließlich ein, und also theilte Annemarie ihrer Freundin die erhaltene Erlaubniß mit.

Lucie kam. Rolph war wie geblendet von ihrer zauberischen Anmuth; Marie freute sich dieses angenehmen Zuwachses ihrer Gesellschaft. Und jetzt begann ein so lustiges Leben, wie es die stille Oberförsterei noch nie gesehen.

— — — — — — — — — — —

Es war ein herrlicher Augusttag, kurz bevor die Ferien zu Ende gingen, als die junge Welt einen Ausflug tief in den Wald hinein unternahm. Lucie tänzelte an Valer's Seite, Rudolph schritt neben Annemarie einher. Die Sonne schien warm durch die belaubten Zweige und malte blendende Streifenmuster auf den grünen Moosteppich.

Rolph's Gedanken waren weit von dem entfernt, was das bleiche Mädchen an seiner Seite mit bewegter Stimme sprach. Er sah nur auf die reizende Gestalt vor sich, und ein wilder, eifersüchtiger Haß gegen seinen

Freund stieg in ihm empor. Vom ersten Anschauen an war eine heftige Leidenschaft für Lucie in ihm entbrannt. Was galt ihm jetzt noch die Nähe der zukünftigen Lebensgefährtin! Sie erschien ihm häßlich, langweilig und linkisch neben diesem bezaubernden Wesen.

Valer Carisius, welcher die wachsende Zuneigung Rolph's für Lucie längst mit Befriedigung bemerkt hatte, schlug vor, Beeren zu sammeln. Mit halbgeschlossenem, spöttisch blinzelndem Auge verfolgte er, wie begierig sein Freund auf diesen Vorschlag einging und sich geschickt nach und nach immer weiter von Annemarie zu trennen wußte. Plötzlich stand er selbst an deren Seite und führte sie tiefer in das schattige Dickicht hinein.

Rolph und Lucie blieben allein. Sie setzte sich auf einen moosigen Baumstumpf und trällerte ein Liedchen vor sich hin. Er pflückte rasch einige Beeren und hielt sie ihr entgegen.

„Ist's möglich, daß diese köstliche Zeit schon vorüber sein soll!"

Sie nickte. „Ostern hat die langweilige Lernerei endlich ein Ende, gottlob! Dann kehre ich nach Berlin zurück. Mein Vater ist Diplomat, Legationsrath. Ich werde Gelegenheit haben, das Leben zu genießen."

„Werde ich Sie dort wiedersehen?" fragte Rolph mit eifersüchtiger Zärtlichkeit.

„Weshalb nicht?" erwiederte sie kurz. „Machen Sie doch bei uns Besuch."

„Wünschen Sie es?" Er warf sich auf das Moos, so daß es den Anschein erhielt, als läge er ihr zu Füßen.

Sie sah ihm lächelnd in das schöne, heiße Antlitz und nickte. „Aber werden Sie es denn dürfen? Ich denke, Sie sind so gut wie verlobt mit Annemarie?"

„Nein, das ist nicht wahr!" rief er, Luciens Hand ergreifend.

Sie wehrte ihn nicht ab. „Das gute Geschöpf!" lachte sie spöttisch auf. „Wissen Sie, wie man sie in der Pension nennt? Die goldene Gans! Können sie ein solches Gänschen lieben?"

„Lucie!" Er sprang auf.

Sie erhob sich gleichfalls.

„Lucie, wir sehen uns wieder — bald, recht bald!" Er preßte ihre Hand an seine Lippen.

Sie entzog sich ihm gewandt und eilte den Andern nach. —

Einige Tage später reisten Lucie und Annemarie in die Anstalt zurück. Valer Carisius sah dem davonsausenden Zuge nach. Dann murmelte er vor sich hin: „Die Saat ist gesäet — der Tag der Ernte muß für mich kommen."

Am Abend vor seinem Scheiden suchte Rolph seine Mutter in ihrem Zimmer auf. Das Geständniß seiner Schulden lag ihm auf der Seele.

An Alles hätte die Oberförsterin eher gedacht, als an diesen Leichtsinn ihres Sohnes.

„Rolph, um Gottes willen, was wird der Vater sagen!"

Er ward ungeduldig. „Was er will, Mutter, wenn er nur bezahlt. Er hat ja Geld genug durch Annemarie erhalten; ich bin Euer einziger Sohn. So ist es ja doch ganz einerlei, ob er es mir jetzt giebt, oder ob ich es nach seinem Tode erbe."

„Rolph, mein geliebter Sohn!" Sie brach in Thränen aus. „Er wird erzürnt sein, er —"

Der Oberförster trat in's Zimmer, die Büchse hing ihm über den Rücken. „Was gibt's denn, Mutter?"

Der junge Mann trat entschlossen auf ihn zu. „Verzeih', daß ich Deine Erwartungen täusche, Vater, aber es muß gesagt sein. Ich habe dreitausend Mark Schulden gemacht. Sie müssen bezahlt werden. Und so wollte ich Dich bitten —"

„Schulden?" rief der Oberförster mit dröhnender Stimme. „Hast Du vergessen, was ich Dir damals beim Abschiede sagte?"

„Das kann Dein Ernst nicht sein, Vater!“ rief der junge Mann erregt dagegen. „Ich kenne kaum einen von meinen Studiengenossen und Kollegen, der völlig schuldenfrei wäre.“

„So seid Ihr Alle keinen Schuß Pulver werth,“ erwiederte der Alte mißächtlich. „Der Pfennig Schulden, den ich je gemacht habe in meiner Jugend, der soll mich ersticken. Elende, feige Ausflucht!“

„Gib's ihm, Vater!“ bat die Oberförsterin, ihres Gatten Hand ergreifend.

„Gib's ihm! Gib's ihm! Und wie oft noch? Denkst Du wirklich, damit würde es ein Ende haben? Wer einmal in das Geleise gekommen ist, der geht auch weiter, sage ich Dir. Ueber's Jahr ist der junge Herr gerade wieder so weit. Und nochmals rein gewaschen, steckt er demnächst gar bis über die Ohren im Schmutze. Nein, dazu leiste ich keinen Vorschub.“

„Ich muß das Geld aber haben, Vater,“ rief der junge Mann, zwischen Angst und Zorn schwankend. „Die Gläubiger wollen nicht länger warten, ich —“

„Du hast mehr gehabt, als ich mein Lebenlang zu verzehren hatte,“ fiel der Oberförster ingrimmig ein. „Du bist ein Mensch ohne Wort und Glauben. Alles verprassen, nicht wahr, und der armen Mutter vor der Nase fortnehmen, damit sie, wenn ich einmal

die Augen zudrücke, zusehen kann, wie sie fertig wird? Siehst Du, Frau, das ist der Segen des fremden Geldes! Mit unseren eigenen knappen Mitteln hätten wir ihn besser erzogen, den vornehmen Herrn Schuldenmacher."

„Wenn das Liebe ist," stieß der junge Mann gepreßt hervor, „väterliche Liebe —"

„Rolph!" rief die Mutter erschrocken. Und auf ihren Mann zueilend, sagte sie schluchzend: „Wir können's ja doch nicht mitnehmen, Alter, wir müssen's ja doch hier zurücklassen und ihm geben."

„Tausend Teufel!" rief der Oberförster, mit dem Fuße aufstampfend. „Meinst Du, daß ich an dem elenden Mammon hänge? Mag er das Geld schlucken, aber mir nicht mehr vor die Augen kommen, der Lüderian! Ja, sieh mich nur an! Was Du denkst, weiß ich: Ein so feiner Sohn und so ein Klotz von Vater! Umgekehrt, Bürschchen — ein so rechtlicher Vater und ein so widriger Sohn!"

„Das lasse ich mir nicht sagen!" rief Rolph, leichenblaß vor Erregung. „Mag er sein Geld behalten. Was dann kommt, ist seine Schuld."

Die Oberförsterin hielt ihren Sohn weinend umklammert.

Der Alte lachte rauh. „Ich habe von den ganzen

Erziehungsgeldern noch nicht einen Pfennig für mich gebraucht, Du Großmogul, und werde es auch nicht thun. Ich brauche keine fremde Hilfe und lasse mir nichts hinten nach werfen. Den Teufel möchte ich eher thun, als mich hinter eine Weiberschürze stecken! Schade, daß Annemarie noch minderjährig ist, sonst könntest Du die anpumpen!"

Der junge Mann ward glühendroth. „Laß mich los, Mutter!"

„Rolph," flehte die Oberförsterin, „wohin willst Du gehen?"

„Ich weiß es noch nicht, nur fort aus diesem Hause, um niemals wieder zu kommen."

„Glück auf den Weg!" rief der Alte mit rauhem Spott, indem er das Zimmer verließ.

Die Oberförsterin sah ihm spähend nach. Dann flüsterte sie hastig: „Ich gebe Dir soviel ich habe. Und an den Verwalter der Annengrube will ich schreiben, daß er Dir heimlich die Summe auszahlt. Annemarie soll sich damit einverstanden erklären, sie wird's mit Freuden thun."

„Nein," sagte er entschieden, „von Marie will ich nichts haben, eher mag kommen, was da will!"

„Von Deiner zukünftigen Frau nicht, Rolph?" rief die Oberförsterin ungläubig.

Er wandte sich ab. „Genug davon! Willst Du mir für die erste Noth aushelfen, Mutter, so thue es.“

Sie gab ihm in fliegender Hast, was sie an erspartem baren Gelde besaß, an Schmucksachen, selbst ihre goldene Uhr legte sie ihm in die Hand.

Er starrte tief beschämt darauf nieder. „Mutter, wenn etwas in der Welt mich demüthigt, so ist es dieser Anblick. Doch ich muß es nehmen.“

„Sprich nicht, geh’, geh’, mein lieber Sohn! Es thut mir leid, daß ich nicht mehr habe. Schade, daß Annemarie erst sechzehn Jahre alt ist. Warte nur noch zwei bis drei Jahre, dann bekommst Du sie. Dann bist Du Millionär. So lange halte Dich. Sei sparsam — hernach kannst Du’s nachholen.“

Sie küßte ihn und drängte ihn aus der Stube.

Draußen im Hofe hörte er seinen Vater mit einem Forstgehilfen wegen einer geringfügigen Nachlässigkeit heftig zanken. Die Hunde bellten dazu. Es war ein wüster Lärm. Der Jägerbursche vertheidigte sich in ziemlich dreister Art. Aber der Oberförster, von dem voraufgegangenen Zwist auf’s Tiefste verletzt und erregt, steigerte seinen Zorn zu einer ganz ungewöhnlichen Höhe. Er ließ sich zum ersten Male in seinem Leben hinreißen, seine Hand gegen einen Untergebenen

aufzuheben. Mit voller Gewalt schlug er dem jungen Menschen in's Gesicht.

Dieser hatte kaum den Schlag empfangen, als er wie ein Rasender auf den Oberförster losstürzte und ihn an der Brust packte.

Durch den unvermutheten Anprall gerieth der Alte in's Schwanken und stürzte. Fast in demselben Augenblick erschütterte ein lauter Knall die Luft. Der Oberförster erhob sich nicht wieder. Durch den jähen Sturz hatte sich die Flinte entladen und mit ihrem tödtlichen Inhalt den Hinterkopf des Unglücklichen durchbohrt.

Er bewegte nur noch einmal schwach die geschlossenen Lider, öffnete röchelnd die Lippen und verschied.

Der unfreiwillige Urheber dieser Gewaltthat stand, selbst fahl wie eine Leiche, über den Erschossenen gebeugt; der Athem ging ihm keuchend aus der Brust. Zuweilen fuhr er wild auf, als müsse er ersticken.

Die Oberförsterin, welche den Schall des Schusses vernommen, ohne zu wissen, was er bedeute, trat aus der Küche in die Hofthür. Rolph hingegen, welcher dem ganzen, sich nur allzu schnell abspielenden Vorgang vom Flurfenster zugeschaut hatte, stürzte die steinernen Stufen hinunter, an seiner Mutter vorüber, nach der Unglücksstätte.

„Ich that es nicht," stöhnte der Jägerbursche,

verzweifelnd die Hände ringend. „Es war Nothwehr. Ich wollte —“

„Vater,“ rief Rolph bis in’s Innerste erschüttert von dem jammervollen Anblick und von dem Bewußtsein, daß der Todte in Schmerz und Zorn von ihm geschieden sei, „Vater, vergib mir!“

Die Oberförsterin, welche jetzt die Gestalt ihres Mannes erkannt hatte, eilte laut aufschreiend herbei. Aber die Kniee versagten ihr, sie sank in der Mitte des Weges zu Boden.

„Zum Arzte!“ Rolph schleuderte die flehend dargereichte Hand des Jägerburschen mit Abscheu von sich, indem er seiner Mutter zu Hilfe eilte. „Valer,“ rief er dem von einem Pürschgange aus dem Walde heimkehrenden Freunde entgegen, „sieh, was hier geschehen ist! Du verstehst Dich auf Wunden — ist noch Rettung möglich?“

Valer Carisius stellte sein Gewehr bei Seite, kniete neben dem Oberförster nieder und untersuchte die Wunde mit vollster Ruhe und Sachkenntniß. Dann stand er eben so ruhig auf. „Nein! Du könntest den Arzt sparen.“

„So hilf meiner Mutter!“ rief der junge Mann in voller Verzweiflung.

„Faß an! Wir müssen sie in’s Haus tragen.“

Unter Valer's geschickter Behandlung erholte sich die Oberförsterin schnell. Dann kam auch der Arzt. Er sagte nichts Neues. Dann kam das Gericht. Man nahm den Forstgehilfen in Untersuchungshaft. Was konnte ihm geschehen? Er war der ungerecht Angegriffene gewesen. Der unglückliche Ausgang schmerzte ihn selbst am meisten.

Zum Begräbniß erschien Annemarie für kurze Zeit im Trauerhause. Sie hatte niemals Zuneigung zu dem Verstorbenen empfunden, so fühlte sie auch jetzt keinen Schmerz über das plötzliche Ende des Oberförsters, sondern nur Bestürzung.

Rudolph — o Menschenherz, Menschenherz! — trotz aller Selbstvorwürfe innerlich doch froh, seiner Geldsorgen entledigt zu sein, ging dem jungen Mädchen diesmal absichtlich so viel als möglich aus dem Wege.

Am Sarge des Vaters und später am Grabe widmete er seiner Mutter ausschließlich seine Aufmerksamkeit. Und als sie von der Bestattung in das stille Forsthaus zurückkehrten und Annemarie, die in ihrem schwarzen Trauergewande durchsichtig zart erschien, in jäh überwallendem Gefühl seine Hand ergriff, da entzog er ihr dieselbe mit Hast. Er fühlte sich zu glücklich, die Freiheit seiner Wahl nicht aufgegeben zu haben.

Valer Carisius begegnete dem jungen Mädchen

mit wohlthuender Zuvorkommenheit. Als er sie im Abendsonnenschein einsam am Fenster stehen sah, mit ihren Thränen kämpfend, die ihr des Jugendfreundes unerklärlicher Gesinnungswechsel erpreßte, trat er zu ihr.

„Ich weiß, worüber Sie nachsinnen," sagte er, ihr halb abgewandtes Antlitz betrachtend.

„Ich weiß es selbst nicht," gab sie leise zurück.

„Doch lese ich in Ihrem Herzen," sagte er ruhig. „Hat Rolph Sie nach Fräulein v. Trefflingen gefragt?"

„Nein," erwiederte sie gleichmüthig.

„Und wenn er es thut?"

„Warum sollte er es nicht thun?" fragte sie, ihm ihr blasses Antlitz erstaunt zuwendend.

„Fräulein Annemarie, das Leben ist so voll seltsamer Verkettungen und Wendungen — Sie haben es eben hier erfahren. Die Menschen können nun einmal nicht anders, als das Drama ihres Daseins mit Possenstreichen zu durchsetzen. Denken Sie an mich! Und wenn Sie dies thun, so glauben Sie, daß es doch noch Vereinzelte gibt, die das Wahre vom Schein unterscheiden gelernt haben."

Sie begriff den Sinn dieser Worte nicht. Aber das eigenthümlich wohllautende Organ des Sprechenden schmeichelte ihrem Ohr.

Er reichte ihr die Hand. „Ob wir uns je wiedersehen werden?“

„Weshalb nicht?“ Der Blick seiner dunklen Augen verwirrte sie.

„Die Erde ist groß wie die Hoffnung.“

Er ließ ihre Rechte fahren und ging hinaus. —

Am nächsten Tage kehrte Annemarie in die Pension zurück. Während sie in den Eisenbahnwagen stieg, flüsterte Rolph ihr hastig zu: „Willst Du an Lucie v. Trefflingen einen Gruß von mir bestellen?“

Als sie erröthend nickte und aufschaute, sah sie den Blick Valer's verständnißvoll auf sich ruhen.

Noch ehe der Zug den Bahnhof verlassen hatte, lehnte Annemarie sich in die äußerste Ecke des Coupés und, ihrer Gefühle selbst unbewußt, schlug sie beide Hände vor ihr Antlitz und weinte.

Obwohl es ihr einen heftigen inneren Kampf kostete, richtete sie doch den aufgetragenen Gruß pflichttreu aus. Sie verstand das Widerstrebende in ihrem Herzen nicht.

Lucie lachte und tänzelte trällernd hinaus.

Als es im Gemach dämmerig zu werden begann, setzte sich Annemarie an's Klavier und begann zu spielen. An ihrem Geiste zogen alle Bilder der Vergangenheit vorüber. Sie sah die Gräber ihrer Eltern im Monden-

schein unter Immergrünranken und das schwarz beworfene Grab des Oberförsters, und neben dem Letzteren das Antlitz des Einzigen, welcher die Waise lieb gehabt hatte und jetzt auch nichts mehr von ihr wissen mochte.

Sie spielte noch immer leise fort, aber ihr Haupt sank gegen den Notenständer und blieb dort mit allen seinen Träumen ruhen.

Eine Hand legte sich auf ihre Schulter. Annemarie fuhr auf. Gertrud v. Nixen stand neben ihr.

„Bist Du so traurig?“ fragte sie theilnehmend. „Du thust mir leid, Annemarie. Wie kann man Dich beneiden! Was fehlt Dir?“

„Lucie —“

„Soll ich sie rufen?“ fragte Gertrud schnell zurücktretend.

„O, nein!“ Annemarie ergriff die Hand des jungen ernsten Mädchens. „Bleibe! Ich kann Lucie jetzt nicht sehen. Es ist, als hätte sie mir wehgethan.“

„Bleibst Du noch länger hier als Ostern, Annemarie?“

„Bis zum Oktober. Dann will Tante nach Berlin ziehen.“

„Dort wohne ich ja auch mit meiner Mutter.“

„Ich besuche Dich. Darf ich?“

„Aber es ist sehr einfach bei uns,“ fiel Gertrud ruhig ein. „Wir sind arm.“

„Und doch bist Du hier?“

„Ein Freund meines Vaters, mein Vormund jetzt, läßt mich auf seine Kosten ausbilden, damit ich später mir mein Brod selbst verdienen kann.“

„Wie heißt er?“

„Professor Richard Lohmann. Er ist ein bekannter Gelehrter.“

„Du schuldest ihm Dank für seine Güte.“

„Vielen Dank. Als mein Vater starb und meine Mutter nun auf ihre kleine Wittwenpension angewiesen war, suchte der Professor uns eines Tages auf und bot seine Hülfe an. Er ist gütig von Natur, aber sehr ernst und schweigsam. Und wenn er tadelt, sei es durch ein Wort oder eine Miene nur, so thut es sehr weh.“

„Er muß Dich doch lieb haben, wenn er für Dich sorgt,“ fiel Annemarie ein.

„Lieb? Er hat wohl Niemand lieb. Nein, er war der Freund meines Vaters und bemitleidete meine Mutter, das ist Alles. Wenn ich mich seiner Güte unwürdig zeigte, würde er mich ohne Gnade fallen lassen. Was läge ihm daran, ob ich unterginge! Und nun wirst Du wissen, weshalb ich mit eisernem Fleiß stets nach den besten Zeugnissen ringe — sie werden ihm vorgelegt; weshalb ich von dem Taschengeld,

das er mir ausgesetzt hat, keinen Pfennig ohne dringende Nothwendigkeit ausgebe. Die Abrechnung muß ich aufstellen und ihm gleichfalls vorlegen. Der Ueberschuß kommt meiner Mutter zu gut. Ich habe also doppelte Ursache, mich thunlichst einzuschränken."

„Ich bewundere Dich, Gertrud!" rief Annemarie, mit schüchterner Innigkeit das junge Mädchen betrachtend.

Gertrud lächelte. „Ich denke, Du bewunderst Lucie?"

Annemarie sprang auf und fiel ihr um den Hals. „Dich könnte ich lieben, — sie nie!" —

Zu Ostern wurden alle drei Pensionärinnen eingesegnet. Selten sah man so gänzlich verschiedene junge Mädchen auf derselben Altarstufe knieen.

Lucie v. Trefflingen in ihrem modisch gearbeiteten weißseidenen Kleide, mit dem leuchtenden Farbenspiel ihres reizenden Gesichts, gab sich ersichtlich dem Vergnügen hin, bewundert zu werden. Ihre ganze Haltung forderte dazu heraus trotz des feierlichen Aktes.

Gertrud v. Nixen, bescheiden in ein schlichtes, schwarzes Gewand gekleidet, trug auch in ihrem Benehmen jene ernste Ruhe und jene Gleichgültigkeit gegen ihre Umgebung zur Schau, die sie stets auszeichnete.

Als dritte zwischen Beiden kniete Marie. Die Vorsteherin hat ein schweres Seidenkleid für sie passend

erachtet. Annemarie zog es gehorsam an. Als sie Gertrud erblickte, schämte sie sich ihres Prunkes und fiel ihr gleichsam abbittend um den Hals. In dieser Stunde, unter den Klängen der Orgel, fühlte sie die Leere ihres Daseins mit überwältigender Macht, daneben auch die Unfähigkeit, drückende Fesseln nach Belieben zu sprengen. Ja, wäre sie mündig vom Altar aufgestanden und hätte forteilen können in das väterliche Haus, wo sie geboren war, um dort ein stilles, unbekanntes Leben zu führen! Sie durfte es nicht. Annemariens Haupt senkte sich immer tiefer, ihre Hände preßten sich immer angstvoller ineinander. Niemand hätte in dieser bebenden Mädchengestalt die heiß beneidete Millionärin erkannt.

„Annemarie“ — hörte sie Gertrud's Stimme neben sich flüstern. Sie fuhr zusammen. Ihre Gefährtinnen hatten sich erhoben. Da stand sie auch auf und ging an ihren Platz zurück.

Als der Gottesdienst beendet war, trat eine schöne, elegant gekleidete Dame auf Lucie zu und umarmte sie.

„Sei glücklich in Deinem ferneren Leben, Kind!“ Dabei streiften ihre Lippen die Stirn der Tochter ohne tiefere Bewegung.

„Saß meine Taille gut, Mama?“ flüsterte Lucie.

„Sehr gut. Schade, daß Papa nicht hier sein konnte. Dein Rock hätte etwas mehr Länge haben

können.“ Dabei schweiften aber ihre blauen Augen ziemlich theilnahmlos in der Kirche umher.

Annemarie stand neben der Oberförsterin, die neugierig ihre vornehme Nachbarin musterte und darüber ihre Rührung völlig vergaß.

„Ich danke Dir, Tante, für alles Gute, was Du mir bisher erwiesen hast,“ sagte Annemarie, deren Herz sich so heiß nach Liebe sehnte, warm und mit Thränen in den Augen.

„Schon gut, Annemariechen, schon gut!“ flüsterte die Oberförsterin ungeduldig. „Wenn wir nur erst wieder fort wären!“

Gertrud stand ganz allein inmitten der sich Beglückwünschenden. Ihre Mutter daheim war schwach und krank. Und sie hatte sonst Niemand auf dieser weiten Welt, der Interesse für sie empfand oder doch zu heucheln wußte, wie dies bei Annemarie der Fall war.

„Warum kam Dein Gönner nicht?“ fragte Annemarie, bewundernd in das ruhige Antlitz ihrer Freundin sehend, dem weder Schmerz noch Neid aufgeprägt war.

„Professor Lohmann? O, was sprichst Du da!“ Es klang mitleidig, wie man zu thörichten Kindern spricht. „Nichts könnte ihm gleichgiltiger sein, als was hier geschieht. Ich werde mich gleich hinsetzen und ihm einen möglichst förmlichen und kurzen Dankesbrief

schreiben, daß er mich noch bis zum Oktober hier lassen will, damit ich meine Prüfung als Erzieherin bestehen kann.“ —

Lucie reiste freudestrahlend mit ihrer Mutter ab. Zunächst nach Berlin, dann in ein größeres Bad, von wo aus sie später noch zu Bekannten geschickt werden sollte. Gertrud und Annemarie fuhren fort, sich ernstlich zu beschäftigen.

Dann kam der Tag, wo Erstere als geprüfte Lehrerin mit den besten Zeugnissen versehen die Anstalt verließ, neue schwere Pflichten daheim zu übernehmen, und Annemarie allein zurückblieb. Als endlich die Oberförsterin ihren bisherigen Haushalt aufgelöst und eine Wohnung in Berlin durch Rolph hatte miethen und anständig möbliren lassen, erschien sie eines Tages sehr erregt im Pensionate, sprach viel von den außerordentlichen Vorzügen ihres Sohnes, dem großen Vermögen ihrer Pflegetochter und ihrer eigenen außergewöhnlichen Scheu vor dem Zusammenleben mit einer nun erwachsenen jüngeren Dame.

Annemariens Abschied von den Räumen, wo sie vom Kind zur Jungfrau herangereift, war im Innern ein tiefbewegter, äußerlich ein still gefaßter.

„Sie hat kein Herz,“ sagten die Lehrerinnen hinter ihr her.

„Sie ist und bleibt die goldene Gans," lachten die jüngeren Mädchen, als Annemarie sinnend die Treppe hinabstieg.

Drittes Kapitel.

Der Schnee fiel. In großen dichten Flocken sank er über das Weichbild Berlins herab. Die Bürgersteige deckte ein weißer Teppich, darin jeder Fuß graue Abdrücke hinterließ. Die Wagen rollten völlig geräuschlos aneinander vorüber, und der Schutzmann, welcher an dem Kreuzungspunkte der Straßen zu Pferde regungslos mitten im Verkehrsgewühle hielt, glich einer weißen Bildsäule.

Nun entflammte auch das Glühlicht der elektrischen Beleuchtung in den milchweißen Glocken. Die großen Lampenträger Unter den Linden sandten den bläulichen Schein in märchenhaftem Glanz über die funkelnden Eissternchen zwischen den entlaubten Baumstämmen, während der fast tageshelle Schimmer in den prunkenden Schauläden mit magischer Lockung über deren ausgestellte Herrlichkeiten fiel, über die rieselnden Seidenstoffe, über die Bedürfnisse des Feinschmeckers, über die duftende Blumenpracht und in das hell blitzende Edelgestein.

Auch außerhalb des Brandenburger Thores, dessen Siegesgöttin, von Schneeschleiern umwoben, unsichtbar

geworden, setzte sich die feenhafte Beleuchtung unabsehbar weit fort, bis tief in die Königgrätzerstraße hinein.

An einer Fensterreihe der ersten Etage eines in mittelalterlichem Styl erbauten Hauses waren die Spitzenvorhänge niedergelassen. Aus allen Gemächern dämmerte Licht in die rauhe Winternacht hinaus.

Ein trauliches, mit blauer Seide ausgestattetes Boudoir lag abgeschlossen von den übrigen Räumen. Zugezogene Vorhänge trennten es. Rosenduft durchwehte seine lauschige Stille.

Nicht einmal eine Uhr tickte. Nur das Rauschen des Windes an den Spiegelscheiben ward von Zeit zu Zeit hörbar.

Im blauen Eckdivan ruhte eine Frauengestalt, den blonden Kopf in den aufgestützten Arm gelehnt. Sie schlief nicht, sie wachte nicht, die Legationsräthin v. Trefflingen, sie hielt, wie jedesmal vor einer größeren Festlichkeit, ihre Siesta.

Die Welt sagte, Luciens Mutter sei noch immer schöner als die Tochter. Im Alter von sechsunddreißig Jahren stand sie allerdings in der höchsten Blüte ihrer Reize. Noch war keine Falte in dieses rosige Antlitz gegraben und um den fein geschnittenen Mund lag nicht jener müde Zug, welcher die beginnende Erschlaffung der Natur kennzeichnet.

Ihr Gatte trat ein. Er war ein hoher Fünfziger von kränklichem, nervösem Aussehen. Die etwas gebeugte Gestalt trug nicht dazu bei, ihn jünger erscheinen zu lassen.

„Ilse —!“

Sie richtete sich kaum in die Höhe. „Was ist?“

„Es thut mir leid, aber Du mußt heute Abend mit Lucie allein den Ball beim Präsidenten besuchen. Ich habe soeben dringende Abhaltung bekommen.“

Sie nickte. „Gut! Schade! Gute Nacht denn!“

Er war zu ihr getreten und streckte die Hand aus. „Amüsirt euch!“

Die schöne Frau legte ihre schlanken Finger leicht in seine Rechte. „Vielleicht — vielleicht auch nicht!“

Er beugte sich über sie. „Heute ist unser Hochzeitstag, Ilse.“

„Ich weiß, Adolar.“ Ihre Stimme klang etwas ungeduldig.

Er beugte sich noch tiefer über ihre Stirne. „Ich möchte diese achtzehn Jahre wohl noch einmal zurück haben. Du nicht?“

„Nein!“ rief sie aufstehend. „Was haben sie uns Besonderes gebracht?“

Seine umschatteten Augen blickten einen Moment

enttäuscht zu Boden. Dann sagte er, abermals das Antlitz seiner Gattin suchend: „Die Kinder!“

Sie lachte. „Mein Schatz, diese erwachsene Tochter ist zuweilen ein harter Probirstein meiner Entsagungskraft. Und der Knabe — vielleicht, wenn er länger gelebt hätte —“

„Gib Acht auf Lucie, sie —“

Frau v. Tresslingen gähnte leicht. „Suche eine Parthie für sie, eine reiche Parthie, sie gebraucht Geld.“

Der Legationsrath seufzte. „Adieu also!“ Und entfernte sich.

Die schöne Frau blickte ihm gleichmüthig nach. Ja, heute war ihr Hochzeitstag, heute vor Jahren hatte sie erreicht, was sie mit Aufgabe thörichter —

Merkwürdig, daß gerade jetzt sich die Erinnerung ihr aufdrang.

Sie stand noch immer an den blauen Divan gelehnt. Aber vor ihren Augen erhob sich ein blühender, glühender Sommertag, — sie sah sich selbst mitten unter Rosen stehend, und vor ihr, auf dem Rasen kniend, einen Mann. Er sprach von Liebe, von dem, was sie selbst im Herzen aufsteigen fühlte, — er preßte ihre Hände an seine Lippen, an seine Brust. Der Wind wehte leise über sein schönes, flammendes Antlitz. Dann plötzlich lag sie in des jungen Mannes Armen. Heiße,

glühende Küsse von seinen Lippen machten sie erbeben. Was hatte sie versprochen? War sie wahnsinnig, daß sie es that? Ihm Treue? Ihm?

Es klopfte leise.

Frau v. Trefflingen fuhr mit einem leichten Zittern empor. Die Vision schwand.

Das Kammermädchen trat ein. „Es ist Zeit zum Ankleiden, gnädige Frau."

Einen Augenblick schien es, als wolle die Legationsräthin zürnend auffahren, aber gleich darauf sagte sie mit einem Seufzer der Erleichterung: „Es ist gut, — ich komme."

Als sie fertig vor den Spiegel trat, der ihre ganze Gestalt wiedergab, glitt ein Lächeln der Selbstbefriedigung über ihre Züge. Aber was nutzte es? Die erwachsene Tochter neben ihr raubte jede Illusion. Neben Lucie war sie alt, Mutter, Schwiegermutter, Großmutter.

Das junge Mädchen öffnete die Thür des Salons. „Mama, soll ich zu meinem weißen Kleide den weißen Fächer nehmen oder den rosa, welcher zu meinen Rosenknospen paßt?"

„Den weißen natürlich! Wie kann man nur solche Fragen thun! Laß Dich ansehen."

Lucie kam näher. Wie sie so reizvoll in erster

Jugendblüthe vor dem prüfenden Auge der Mutter stand, konnte diese ein bitteres Lächeln nicht unterdrücken.

Das junge Mädchen bemerkte es und halb spöttisch, halb scherzend rief sie: „Mach' doch, daß Du mich an einen reichen Mann los wirst, Mama! Ich finde selbst, daß Du zu einer erwachsenen Tochter noch viel zu schade bist."

Frau v. Trefflingen zuckte die Achseln. „Sieh Dich bei Zeiten vor, mehr kann ich Dir nicht anrathen. Vorfahren!" rief sie dem Diener in den Flur hinaus.

Der Präsident des Kammergerichts gab einen Ball.

Die Räume seiner Wohnung waren schon mit zahlreichen Vertretern der Geburts- und Geistesaristokratie angefüllt. Kühl und verklärend fiel das bläuliche Licht der Glühlampen auf die Farbenpracht der Toiletten, die in unaufhörlichem Wechsel vom zartesten Weiß bis zum tiefgesättigten Purpurroth das spiegelglatte Parquet bedeckten. Gleich Mondschein ruhte es auf den entblößten Nacken und Schultern und machte die edlen Steine an denselben zauberhaft glänzen. Die gelb abgetönten Wände des Ballsaales schimmerten wie Gold und die gemalten Rosenguirlanden, welche diese Wände schmückten, sammt den hüpfenden Amoretten

dazwischen, leuchteten wie in einer mondbestrahlten Sommernacht.

In den großen Empfangssalon neben dem Ballsaal strömten immer neue Festtheilnehmer. Der schwarze Frack löste die bunten, goldgestickten Uniformen ab. Jugend und Alter, Schönheit und Mittelmäßigkeit drängten sich zu dem kleinen Kreise, in welchem die Hausherrin ihre Gäste bewillkommnete.

Soeben reichte sie einem Herrn, der sich vor ihr verneigte, liebenswürdig die Hand.

„Ich danke Ihnen noch einmal von ganzem Herzen für den Genuß, welchen Ihr Vortrag uns gestern bereitete, Herr Professor."

Er verbeugte sich und führte die schmale Hand an seine Lippen. „Ihr Herr Gemahl hatte schon die Freundlichkeit, mir seine Befriedigung auszusprechen."

Sie nickte lächelnd. „Wenn wir Sie heute Abend nur in etwas entschädigen könnten!"

„Ihre Güte, gnädige Frau, that es bereits."

Ein neuer Strom ergoß sich durch die weit geöffnete Flügelthür.

Der Professor trat zurück und tauchte sogleich tief in das flüsternde und lachende Menschengewirr. Geschickt manövrirend gewann er alsbald eine Fensternische, gegen welche gelehnt er vor allem Drängen gesichert

war. Schnell in ein Gespräch verwickelt, das an seinen gestern öffentlich gehaltenen Vortrag über „Shakespeare's Frauengestalten" anknüpfend, seine Interesse völlig in Anspruch nahm, schenkte er der fortschreitenden Entwickelung des Festes vorläufig keine Aufmerksamkeit mehr.

Der Präsident führte jetzt seiner Gemahlin die schönste Erscheinung des Abends zu: Frau v. Trefflingen.

Ihr langes, weißes Ueberkleid, das sich vorn über einem leuchtend gelben Gewande öffnete, rieselte in schweren Falten zu Boden. Brillanten funkelten an ihrem Halse und in der Agraffe, mit welcher die weiße Feder in den blonden Haaren befestigt war.

Lucie eilte am Arm eines Kavallerie-Offiziers sofort in den Tanzsaal. Die Legationsräthin folgte nach Begrüßung der Hausfrau langsam ihrer Tochter nach und nahm unter einer schwankenden Fächerpalme Platz.

„Darf ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen, gnädigste Frau?" fragte eine eigenthümlich wohllautende Stimme hinter ihrem Rücken.

Sie wandte sich zur Seite. „Ah, Herr Carisius! Sie haben mich erschreckt!"

„Durch meinen Anblick, gnädigste Frau?"

„Ich dachte, Sie wären verreist?"

„Gestern Abend bin ich zurückgekehrt.“

Sie nickte verständnißvoll.

„Ich komme, hier ein Noviziat zu feiern,“ fuhr er lächelnd fort.

„Welches?“

„Ah, eine Jugendbekanntschaft wird heute in die Geheimnisse des modernen Ballsaales eingeweiht werden. Da muß ich den Boden etwas vorbereiten helfen.“

„Wer ist es?“ fragte Frau v. Trefflingen, die Huldigung, welche aus den Blicken Valer's sprach, angenehm empfindend. Ach, das war doch einmal ein anderer Mensch, als diese ewig geistig und körperlich glatt gescheitelten Habitués der Gesellschaft, die ihrer suchenden Unbefriedigtheit so wenig, so gar nichts mehr bieten konnten! Das Geheimnißvolle, welches diesen Mann umgab, der in allen Farben der Unterhaltungskunst schillernd, keiner Beobachtung völlig Stand hielt, die räthselhaften Beziehungen seiner gesellschaftlichen Stellung, die ihn Jedem fremd und doch wiederum Jedem wohlbekannt erscheinen ließen, reizten alle Frauengemüther, auch das ihre, zu erhöhtem Interesse.

„Wer?“ wiederholte Frau v. Trefflingen, ihren Fächer schließend.

„Eine Millionärin — Annemarie Golz!“

„Annemarie Golz?“ fragte die Legationsräthin nachsinnend. „Der Name kommt mir bekannt vor.“

„Zweifellos. Sie ist eine Pensionsfreundin —“

„Ah, nun weiß ich! Jawohl! Meine Tochter brachte einmal ihre Sommerferien bei den Pflegeeltern dieser Annemarie in einem romantischen Forsthause zu. Jetzt erinnere ich mich, ich habe sie auch selbst gesehen, — bei der Konfirmation meiner Lucie; — es war ein linkisches, häßliches Mädchen. Aber freilich die Millionen, — Herr Carisius —!“

„Sie befehlen, gnädigste Frau?“ fragte er, sich zu ihrem schönen Antlitz niederbeugend.

„Sollten Sie nicht auch —?“

„Da kommt sie!“ sagte Valer Carisius, dessen Augen trotz aller Galanterie den Eingang des Saales nicht außer Acht gelassen. „Darf ich mir gestatten, gnädigste Frau, sie Ihnen später vorzustellen?“

„Wie Sie wollen! Wie Sie wollen!“

Er verneigte sich und schritt mit einer gewissen herausfordernden Sicherheit quer durch den Raum nach der Thür.

Dort stand Annemarie neben einer kleinen, sehr korpulenten Dame, der verwittweten Geheimen Justizräthin v. Weckerlich. Sie war die Flurnachbarin der Oberförsterin und theils durch Zufall, theils durch

lebhaft entwickelte Neugier mit dieser bekannt geworden. Um ihre eigene gesellschaftliche Stellung durch Einführung der jungen Millionärin von Neuem zu befestigen, gewissermaßen eine verbesserte Rolle zu spielen, daneben auch aus Mitleid für Annemarie selbst, nahm sie sich des jungen Mädchens an und ließ es unter ihrem Schutze heute in die große Welt treten.

Annemarie, gegen ihren Willen hierzu gedrängt, stand schüchtern und verlegen in dem rauschenden Gewühl, das sie nie zuvor gesehen und von welchem sie keinen Begriff gehabt. Ihre großen blauen Augen hafteten ausschließlich an der Gestalt der vergnügt plaudernden Geheimräthin. Nur bei ihr bleiben dürfen! Nur nicht mitten in dieser glänzenden Versammlung allein stehen! Der Druck auf ihrem Herzen nahm so heftig zu, daß ihr fast die Thränen nahe waren.

Aber Frau v. Weckerlich kannte ihren Vortheil und ihre Pflicht. Nach wenigen Minuten flatterte bereits die Mär von den Schätzen der jungen Erbin von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr durch die Menge, und, mochte die erwählte Tänzerin noch so liebreizend sein, es gab bald keinen Junggesellen, gleichviel, ob Offizier oder Jurist, Künstler oder Beamter, im ganzen Saal, der nicht seine Blicke forschend auf das schüchterne

Kind Friedrich Golz' und des Grubenveilchens gerichtet hätte.

Sie fühlte es instinktiv, ohne zu wissen warum. Was hatten die Millionen ihr bis jetzt genutzt? Sie verstand die immense Bedeutung des Reichthums, diese allerglänzendste Folie ihrer Persönlichkeit, nicht annähernd zu schätzen.

Plötzlich hörte Annemarie mit Entzücken die Stimme Rudolph Lichtweg's ganz in der Nähe. Ob er seit geraumer Zeit auch nur als Bruder mit ihr verkehrte, seine Nähe beglückte sie doch, gab ihr ein gewisses Gefühl der Sicherheit.

Aber er kam nicht zu ihr.

Sie wandte scheu das Haupt. Da stand er neben dem süßesten Geschöpf, das sie je erblickt. Zuerst erkannte Annemarie das blondlockige Mädchen nicht, mit welchem Rolph angelegentlich plauderte, dann aber drang ihr plötzlich ein heißer Schmerz durch das schneller gehende Herz. Lucie! Und er scherzte mit ihr wie mit einer längst Bekannten und hatte doch niemals erwähnt, daß er mit ihr hier je zusammengetroffen.

„Guten Abend, gnädiges Fräulein!" sagte eine einschmeichelnde Stimme dicht neben ihr. „Guten Abend, Fräulein Annemarie, aus früheren Zeiten!"

Sie blickte auf. „Herr Carisius! O, wie gut, daß Sie hier sind!"

Er lächelte eigen. „Wie schade, werden Sie sehr bald sagen, wenn Ihr Stern zum Zenith emporsteigen wird. Passen Sie auf, bald ist's geschehen und der arme Carisius —"

„Nein," sagte sie mit vollster Ueberzeugung und rührender Offenheit. „Bitte, bleiben Sie bei mir! Die Geheimräthin geht fort."

„Darf ich Ihnen meinen Arm reichen?" fragte er kurz.

Sie legte schüchtern den ihrigen hinein.

„Ihr Herr Bruder ist viel beschäftigt. Wo befehlen Sie, daß ich Sie hingeleite? Ein Barbar ist er. Dorthin? Sehr wohl!"

Valer Carisius bemerkte mit Genugthuung, daß, als er jetzt vertraulich plaudernd mit der Millionärin durch den Saal schritt, Aller Augen ihm theils erstaunt, theils neidisch folgten.

„Da kommt der Ungetreue, er führt seine Entschuldigung in Person vor," sagte Valer lächelnd.

Rudolph Lichtweg, Lucie v. Trefflingen führend, kam langsam näher.

Annemarie ward unsäglich beklommen um's Herz, als sie jetzt in das strahlende Antlitz der einstigen Jugendfreundin blickte.

„Guten Abend, Annemarie!" Rolph nahm ihre

Rechte in die seine. „Natürlich, Valer kam mir zuvor. Kennst Du diese Dame, Annemarie?"

Er sah mit heißen Blicken auf das schöne Mädchen, als sie ihre Hand gegen die still beneidete Erbin ausstreckte.

„Ich freue mich, Dich endlich wiederzusehen, Annemarie. Wir leben in einem solchen unaufhörlichen Gesellschaftstrubel, sonst wäre ich schon einmal zu Dir gekommen."

Annemarie nickte. „Tante läßt Dich grüßen, Rolph, sie erwartet Dich morgen zu Tisch. Onkels Nachfolger hat ihr Fasanen geschickt."

Rolph fühlte sich durch diese Mittheilung unangenehm berührt und sagte hastig zu. Er bemerkte Luciens ironisches Lächeln.

„Darf ich ganz unbescheidener Weise," fiel Valer Carisius liebenswürdig ein, „mir morgen die Ehre geben, Ihrer Frau Tante guten Tag zu sagen?"

Annemarie sah ihn freundlich an. „Gewiß, Tante wird sich sehr freuen. Und dann bleiben Sie auch zu Tisch. Tante läßt Sie doch nicht fort."

Er verneigte sich. „Ergebenen Dank im Voraus!"

Die Musik begann. Die Paare traten zum ersten Walzer an.

Rolph grüßte leicht, dann reichte er Lucie die Hand

und sie an sich ziehend, mischte er sich in den wirbelnden Reigen.

„Und wir?" fragte Valer scherzend, obwohl er sah, wie Annemarie den Fächer heftig in der Hand zerdrückte. „Sind wir auch ein Paar, ja? Wollen Sie mir die Ehre schenken, Ihr erster Tänzer gewesen zu sein?"

Sie blickte ihn dankbar an. Ihre Augen standen voll Thränen.

Er nahm sie in seinen Arm. „Fräulein Annemarie, man muß Brüder nicht so lieb haben, — sie sind immer undankbar."

Sie schwebten dahin. Annemarie war eine schlechte Tänzerin, aber sie hatte den besten, den elegantesten Tänzer im Saal.

„Nun stieß ich doch soeben an," sagte Valer, als er seine Dame absetzte. „Pardon! Mein Name ist Carisius!"

„Ich that es ja!" fiel Annemarie ein.

„Bitte, es ist nicht der Rede werth gewesen. Professor Lohmann!"

Das junge Mädchen schaute bei Nennung dieses Namens sehr lebhaft und interessirt auf.

Der Professor bemerkte es. „Was fällt Ihnen denn so sehr an mir auf, mein Fräulein?"

„Ich“ — sie sah fortgesetzt in sein ernstes, edelgeschnittenes Antlitz, das ein schwarzer Vollbart männlich einrahmte — „ich habe so oft von Ihnen sprechen gehört, Herr Professor. Gertrud v. Nixen“ —

Der abweisende Ausdruck seiner Züge machte sie stocken.

„Ah so! Ich wünsche viel Vergnügen, meine Herrschaften!“ Damit trat er zurück.

„Steifleinen, wie ein deutscher Gelehrter,“ sagte Carisius spöttisch, „heißt's nicht mit Unrecht. Mit dem Dünkel dieser Herren könnte man den Ossa auf den Olymp thürmen. Was habe ich Ihnen prophezeit?“

In diesem Augenblick traten von verschiedenen Seiten Tänzer auf Annemarie zu, junge, flotte Männer, die das zarte Mädchen mit dem durchsichtigen Teint und den feinen, stillen Gesichtszügen plötzlich außerordentlich begehrenswerth fanden.

Frau v. Weckerlich stand lächelnd neben ihr, wie aus dem Boden gewachsen. „Nun, Kleine?“ flüsterte sie triumphirend. „Sie können das Köpfchen getrost etwas höher tragen. Und das nächste Mal legen Sie Brillanten an.“

„Carisius!“ sagte dieser, sich vorstellend.

„So!“ Die Geheimräthin hob ihr Lorgnon vor die Augen und blickte trotz ihrer kurzen Größe den

jungen Mann sehr herablassend an. „So — unbekannt!“

In demselben Moment erschien ein hoher Ministerialbeamter und ergriff, die Geheimräthin völlig übersehend, Carisius’ Arm.

„Endlich finde ich Sie, Carisius, — ich suchte Sie mit Ungeduld. Bitte, folgen Sie mir einen Augenblick!“

Valer verneigte sich ironisch sehr tief vor der überraschten Dame. Dann sagte er verbindlich: „Ich stehe völlig zu Diensten, Exzellenz!“

Die Geheimräthin sah ihm verdutzt nach. Endlich ließ sie das Lorgnon sinken. „So so! Nun, wer kann so etwas vermuthen! Simpler Name, — scheint aber ganz netter Mensch zu sein, dieser Carisius!“

Professor Richard Lohmann war nach dem kurzen Gespräch mit Annemarie noch nicht weit auf seiner Wanderung durch den Saal gekommen, als er vom Herrn des Hauses liebenswürdig in Beschlag genommen ward.

„Sie gestatten, Herr Professor, daß ich Sie einigen meiner näheren Bekannten vorstelle! Meine Frau winkt schon ungeduldig. Die Musik schallt so laut, daß man kaum sein eigenes Wort hört. Wie e'ne Schlange muß man sich durchwinden. Ah, Gott sei Dank, hier ist stilleres Fahrwasser, — man athmet auf!“

Beide Herren waren während dieser scherzhaften Betheuerungen an die gegenüberliegende Seite des Saales gelangt, wo die Präsidentin neben Frau v. Trefflingen und einigen andern Damen Platz genommen hatte.

Die Legationsräthin, welche mit dem Benehmen ihrer Tochter einem bürgerlichen Referendar gegenüber sehr unzufrieden war, schenkte dem bewundernden Mienenspiel desselben soeben ihre vollste Aufmerksamkeit, als der Präsident verbindlich in den Kreis trat.

„Gestatten Sie, meine Damen, Ihnen Herrn Professor Lohmann vorzustellen, dessen geistiger Führung wir gestern einen so hoch interessanten Abend verdankten!"

Die juwelengeschmückten Häupter der Damen verneigten sich anmuthig.

Das dunkle Auge des Professors flammte einen Moment überrascht auf, zugleich dämpfte sich der Glanz in Frau v. Trefflingens blauen Sternen.

Aber es war nur ein kurzer, sehr kurzer Moment. Dann begann Richard Lohmann von gleichgiltigen Dingen zu sprechen.

Der Ruf, welcher dem Literaturhistoriker bereits vorangegangen war, bevor er einwilligte, seine Stellung in Königsberg aufzugeben, um einem Ruf als or=

dentlicher Professor der Universität Berlin Folge zu leisten, war durch eine Reihe öffentlicher Vorträge, welche die Forschungen der Wissenschaft auch dem Laien zugänglich machten, aus den engeren Grenzen seiner Berufsgenossen weit in das große Publikum gedrungen.

Seine außergewöhnliche Beredtsamkeit, seine glänzende Vortragsweise verbanden sich mit der hervorragenden Noblesse seiner äußeren Erscheinung. Der ernste Schatten, welcher seine Stirn bedeckte und nie völlig wich, erhöhte diesen Eindruck.

Die Präsidentin bot dem Professor freundlich einen Sessel an.

Er setzte sich.

„Wir Damen haben sehr viele Fragen an Sie zu stellen," sagte die Hausherrin scherzend.

„Befehlen Sie, gnädige Frau. Um was handelt es sich? Jedenfalls nicht um die Antike auf diesem allermodernsten Fest der Neuzeit!"

„Nein, gewiß nicht. Wir wollen nur einmal ein bischen neugierig sein, Herr Professor, und Sie sollen es sich gefallen lassen, wie alle berühmten Männer etwas ausgefragt zu werden," scherzte die Präsidentin unter dem beifälligen Lächeln der Damen.

Nur Frau v. Trefflingen, ihr schönes Haupt wie

ermüdet an die rothen Polster lehnend, schien ihre ganze Aufmerksamkeit nur ihrer Tochter zu widmen.

„Also" — sagte der Professor lächelnd, — „wie alt ich bin? Zweiundvierzig Jahre."

„Sie sehen viel jünger aus," rief ein entzücktes altes Fräulein.

Er verneigte sich dankend. „Meine Eltern waren arme Leute, — mein Vater Gymnasiallehrer."

„Nun also, da haben wir's!" rief die Frau vom Hause verbindlich. „Art läßt nicht von Art. Nicht wahr, liebe Frau v. Trefflingen?"

Mit dieser Anfrage versuchte sie, das Interesse der schönen Frau ebenfalls dem Sprecher zuzuwenden.

Frau v. Trefflingen nickte.

„Nach Absolvirung des Gymnasiums ging ich auf die Universität Leipzig und studirte Philosophie, Geschichte — aber das kann doch die Damen unmöglich interessiren?" unterbrach er sich lebhafter.

„Nun und dann?" forschte das ältliche Fräulein, dem Professor einen bewundernden Blick zuwerfend.

„Dann wurde ich Kandidat und Hauslehrer im Hause eines Gutsbesitzers," sagte Richard Lohmann langsam.

Frau v. Trefflingen fuhr leicht zusammen. Der Fächer sank von ihrem Schoß.

Der Professor erhob sich und nahm den Fächer vom Boden auf. „Hier, gnädige Frau!“

Sie neigte kaum merklich das blonde Haupt. „Ich danke.“

Der Schatten auf seiner Stirn ward sichtbarer, als er sich in seinen Sessel zurücklehnte, und die Blässe seiner Gesichtszüge trat in diesem Augenblick aus der Umfassung des schwarzen glänzenden Vollbartes doppelt merkbar hervor.

„Nun, und weiter?“ drängten mehrere Damen zugleich. „Sie und Hauslehrer! Man kann es sich nicht vorstellen. Nicht wahr, Frau v. Trefflingen?“

„Es muß doch wohl so gewesen sein,“ erwiederte sie. „Ich glaube, wir haben uns hier den heißesten Platz gewählt. Verzeihen Sie, wenn ich mich einmal nach meiner Tochter umsehe!“

Die Musik spielte gerade einen flotten Galopp. Die Paare wirbelten vorüber. Ein feiner, von frischem Blumenduft und Parfüms erfüllter Luftzug strich über die Sitzenden dahin. Die Lust stieg mit den forteilenden Minuten, — Aller Wangen glühten, Aller Augen glänzten.

„Aber doch nicht gerade jetzt, liebe Frau v. Trefflingen!“ sagte die Hausherrin lächelnd, als Lucie im Arm eines Gardedragoners vorüberschwebte.

Der Professor wandte das Haupt dem vorbeitanzenden Paare zu und heftete dann plötzlich forschend den Blick auf die schöne, sich erhebende Frau.

Sie bemerkte es, und ein leichtes Zucken glitt über ihre Züge. War es Unwillen? Ungeduld?

In demselben Augenblick trat Valer Carisius mit Annemarie an sie heran.

„Sie gestatteten vorhin, gnädigste Frau, und Fräulein Golz hegt den Wunsch —"

Frau v. Trefflingen beherrschte augenblicklich wieder die Situation. Sie streckte dem jungen Mädchen höflich kühl ihre Fingerspitzen entgegen.

„Sie werden jetzt mit meiner Tochter häufiger zusammentreffen. Wie ist mir denn! Bildeten Lucie und Sie und noch eine Dritte nicht ein Kleeblatt damals in der Pension?"

„Gewiß. Gertrud v. Nixen" — sagte Annemarie und mußte unwillkürlich den Professor dabei ansehen. „Arme Gertrud," flüsterte sie bei sich im Stillen. „Jetzt verstehe ich Dein Widerstreben, diesem Manne Wohlthaten zu verdanken."

„Ah, ganz recht, Fräulein v. Nixen!" fiel Frau v. Trefflingen gedehnt ein, die Erscheinung der jungen Millionärin interessirt musternd.

War sie hübsch? War sie es nicht? Das duftige

blaßrosa Gewand mit den glänzenden Silberstreifen hob die zarte Fülle ihrer schlanken Gestalt vortheilhaft hervor. Ebenso ließ der Akazienzweig in den reichen braunen Haaren die durchsichtige Schönheit der Gesichtsfarbe auffallend hervortreten. Von der heißen Temperatur des Saales, wie von dem raschen Tanze erregt, malte sich ein außergewöhnlich feines Roth auf diese zarte Blässe, und die großen veilchenblauen Augen, diese schönste Zier Annemariens, leuchteten in kindlicher Herzensunschuld und Reinheit.

„Ganz recht, Fräulein v. Nixen," wiederholte Frau v. Trefflingen, nachdem sie ihre Musterung beendet. „Was mag aus ihr geworden sein? Wissen Sie etwas davon?"

„O ja, gnädige Frau," sagte Annemarie, dem Professor im Stillen grollend, daß er, der von der Existenz ihrer Freundin doch am besten unterrichtet war, nicht den Mund öffnete, ihrer Erwähnung zu thun. Als ob sie Luft wäre, nicht werth, ihm die Schuhriemen aufzulösen! Laut sagte sie: „Gertrud wohnt mit ihrer kranken Mutter hier in Berlin."

„So!" Nichts war der Legationsräthin so gleichgiltig wie diese Nachricht. Sie hatte ihre Ruhe äußerlich jetzt vollkommen zurückerhalten. Mehr wollte sie nicht erreichen. Sie brach also das Gespräch mit

Annemarie ab und sagte zu Valer Carisius: „Reichen Sie mir Ihren Arm und führen Sie mich zu meiner Tochter!“ Und ihrem Groll gegen dieselbe Ausdruck gebend, fügte sie zu Annemarie gewandt hinzu: „Ihr Herr Bruder oder Pflegebruder sollte sich etwas mehr Ihrer annehmen, Fräulein Golz.“

Ihre weiße Schleppe rauschte langsam davon.

Ein junger, sehr verschuldeter Gardeoffizier eilte herbei und holte die Millionärin schleunigst zu einer Extratour.

„Das Ziel ist erreicht, gnädigste Frau.“

Sie standen vor Lucie, welche heiter mit ihrem Tänzer plauderte. Valer Carisius trat zurück.

Frau v. Trefflingen legte anscheinend harmlos freundlich ihren Arm in den ihrer Tochter und führte sie einige Schritte zur Seite. Ihre Stimme zitterte noch leicht vor innerer Erregung, als sie dem jungen Mädchen zuflüsterte:

„Du scheinst meine Ermahnung für Scherz genommen zu haben, — dieser armselige Referendar kommt nicht von Deiner Seite.“

„Mama!“

„Schweig! Ich will kein Wort darüber hören. Mit wem tanzest Du den Kotillon? Bitte, heraus mit der Sprache!“

Lucie hatte ihre Mutter noch nie so aufgeregt gesehen, wobei der äußere Zwang die unterdrückte Heftigkeit doppelt hervorhob. Deshalb stockte sie flüchtig.

„Mit — mit eben dem — Referendar.“

„Wir verlassen das Fest nach dem Souper,“ fiel die Legationsräthin hastig ein. „Mir ist ohnehin nicht wohl in diesem Gedränge. Still! Wir fahren nach Hause, sage ich Dir. Dort wird sich das Weitere finden.“

Und ihre Tochter zurückführend, sagte sie lächelnd zu deren Tänzer: „Ich habe meine Tochter leider darauf vorbereiten müssen, daß wir auf den zweiten Theil dieses schönen Festes verzichten werden. Meine Nerven sind so herzlich abgespannt. Haben Sie die Güte, Herr v. Kramer, den Referendar Lichtweg einen Augenblick zu mir zu rufen. Er muß sich eine andere Kotillondame erwählen als meine Tochter.“

Der junge Mann entfernte sich gehorsam und kehrte nach einigen Augenblicken mit dem Referendar zurück.

Frau v. Trefflingen nahm eine so hochfahrende Miene an, daß Rudolph Lichtweg sein Schicksal ahnte.

„Tanze weiter, liebe Lucie, — Dein Kavalier wartet!“ Dann sich zu Rolph wendend, fuhr sie mit scharfer Betonung jedes Wortes fort: „Wir werden

uns nach Tisch zurückziehen. Meine Tochter hat daher Verzicht zu leisten auf den Kotillon mit Ihnen, Herr Referendar Lichtweg. Und nicht nur auf den Kotillon heute Abend, sondern auf alle andern Tänze in dieser Saison. Sie werden mich verstehen, Herr Referendar!"

Die Legationsräthin neigte leicht grüßend das blonde Haupt und wandte sich ab.

Im Fortschreiten kam sie nahe an Professor Lohmann vorüber. Ihre Wimpern schlossen sich für einen Moment. Dann erhob sie rasch den Blick zu ihm.

Er trat höflich bei Seite und ließ sie vorbeigehen.

Eine Stunde später hatte sie das Fest verlassen.

Draußen hatte es zu schneien begonnen. Ein stechender Nordwind fegte die halb gefrorenen Flocken wie scharfe Glassplitter durch die Luft.

Die Legationsräthin schauderte in ihrem Pelzmantel zusammen. Sie sprach kein Wort während der Heimfahrt. In die Wagenecke zurückgelehnt, schien sie zu schlafen.

Droben vor ihrem Gemach angelangt, befahl sie ihrer Tochter, ihr zu folgen. „Wir haben miteinander zu sprechen."

Lucie gehorchte, eigensinnig und verdrossen. „Du hast mir den ganzen Abend verdorben, Mama. Und

weshalb? Um einer Grille halber. Es kann Dir doch wirklich ganz gleich sein, mit wem ich tanze."

Frau v. Trefflingen warf das Spitzentuch vom Haupte und gebot der Zofe, das Zimmer zu verlassen. Dann drückte sie ihre Hände fest ineinander. Ihre Gedanken weilten ersichtlich nicht bei dem Gegenstand dieser Unterredung.

Halb trotzig, halb weinend brach Lucie jetzt aus:

„Ich kann doch wahrlich nichts dafür, daß ich nun einmal als erwachsene Tochter neben Dir stehe. Wenn ich häßlich wäre, würdest Du's mir eher verzeihen. Du mußt Dich nun einmal in die Thatsache hineinfinden, daß ich es jetzt bin, die tanzen soll."

„Wer spricht davon!" rief die Legationsräthin, ihr schönes Antlitz erhebend, das sie bis dahin nachdenklich gesenkt hielt. „Du bist ebenso thöricht, als vorwitzig."

„Ich will heirathen," rief Lucie, mit dem weißen Seidenschuh auf den Boden stampfend. „Dann hat die Qual ein Ende für beide Theile."

Frau v. Trefflingen lächelte spöttisch. „Den Herrn Referendar? Den bürgerlichen Habenichts? Glück zu der Wahl!"

„So gib mir einen Andern, den ich meinetwegen nicht gern habe!" rief das junge Mädchen erbittert.

„Seine Pflegeschwester hat ja aber Geld genug, — sie kann theilen.“

„Carisius wird mir gut dafür stehen, daß das nicht geschieht,“ versetzte die Legationsräthin mißächtlich. „Darüber kannst Du sicher zur alten Jungfer werden. Lichtweg's Vermögen ist ganz unbedeutend. Bevor er einmal Rath wird, muß es völlig aufgezehrt sein. Ich weiß, wie das geht. Und er lebt über seine Verhältnisse.“

„Ich habe ihn aber doch lieb,“ sagte Lucie weinend.

„Sprich nicht so, — ich will das Wort nicht hören!“ rief die Legationsräthin herrisch. „Lieb! Was heißt lieb? Girren und kosen durch dreihundert fünf und sechzig Tage hindurch, wenn's hoch kommt, und dann —“

Sie wußte ganz genau, was in dieser nächtlichen Stunde ihr Herz bewegte. Mutterliebe und Uneigennützigkeit gewiß nicht. War es nicht vielmehr Neid, die Tochter im Arm der Liebe die höchste Wonne des Lebens empfinden zu sehen?

„Junge Mädchen unseres Standes heirathen nach Vernunft und Pflicht. Du kannst keinen armen Mann gebrauchen. Du bist schön, jung, — es wird Dir nicht an Bewerbern fehlen. Nur mußt Du nicht wie eine Närrin Dein Gefühl an den ersten Besten hinwerfen.

Ich will mit meiner einzigen Tochter nicht die alltäglichen Sorgen des Lebens zu theilen haben. Ich will, daß Du Dich frei bewegen kannst in der großen Welt. Die Spielerei mit diesem Lichtweg verdirbt Dir die besseren Parthien. Man wähnt Dich gebunden und macht keine Versuche, sich Dir zu nähern. Also gib ihm den Laufpaß — ich hab's bereits gethan — und laß uns gemeinsam nach einem glänzenden Ersatz ausschauen. Was heißt Liebe! Meinst Du, Valer Carisius könnte sich aus Liebe um das goldene Gänschen bemühen? Zum Lachen in der That!"

Lucie hatte während dieser mit großer Ueberzeugung gesprochenen Worte ihre Thränen allgemach abgetrocknet. „Wenn er aber traurig ist?"

Die Legationsräthin zuckte zusammen. Doch ihre Willenskraft siegte abermals. „Dann mag er's sein. Du bist nicht für ihn verantwortlich. Beim nächsten Zusammentreffen thue so, als habest Du ihn nie gesehen. Ihr werdet euch Beide wundern, wie gut das geht."

Sie wandte sich ab und rief die Jungfer in's Zimmer.

Lucie sagte getröstet „Gute Nacht!" und entfernte sich.

„Bringe mir das Morgenkleid, ich bleibe noch auf, dann hilf meiner Tochter!"

Frau v. Trefflingen warf ihr Geschmeide auf

den Tisch. Die seidene Robe ward mit dem weißen, losen Gewand vertauscht. Die Feder sammt dem Brillantstern wurde aus dem Haar entfernt und dieses selbst in lockerer Fülle über den Nacken gebreitet.

So saß sie da, das schöne Haupt in beide Hände gestützt.

Eine Tapetenthür öffnete sich leise. Der Legationsrath trat geräuschlos ein.

Sein Blick haftete auf der Gestalt seines Weibes, über deren Nacken das flackernde Licht der Wachskerzen fiel.

Langsam trat er näher. In seinem tief umschatteten Auge flammte ein heißer Liebesstrahl auf.

Jetzt berührte er ihre Schulter. „Ilse!"

Mit einem Schrei des Schreckens fuhr sie empor.

Er preßte sie an sich in ausbrechender Leidenschaft. „Heute ist unser Hochzeitstag, Ilse!"

Sie entriß sich ihm und floh in ihr Schlafgemach.

Viertes Kapitel.

Frau Oberförster Lichtweg bewohnte eine halbe Etage in der Kurfürstenstraße, wo sie sich mit Annemariens Hilfe behaglich genug eingerichtet hatte. Dennoch hätte die brave Frau keinen Augenblick gezögert, das steinerne Häusermeer wieder zu verlassen und irgend

ein grünes Plätzchen in Waldesnähe aufzusuchen, wenn nicht ihr Sohn sie mit unzerreißbaren Banden an Berlin gefesselt.

Zum Glück fand sich auch die Geheimräthin v. Weckerlich zu rechter Zeit mit ihrer Bekanntschaft ein, und da ihr Titel sowohl, als auch ihre Unterhaltungsgabe der schlichten Oberförsterin ungemein imponirten, that diese alles Mögliche, der verehrten Flurnachbarin dienstwillig und gefällig zu sein.

Frau v. Weckerlich leitete eigentlich den Lichtweg'schen Hausstand mit, und seit sie aus zweideutiger Nächstenliebe auch noch der Oberförsterin die Sorge abgenommen hatte, Annemarie in die Welt einzuführen, konnte man sie füglich als eine Art Fatum der kleinen Familie betrachten.

Frau v. Weckerlich's Mittel waren nicht die glänzendsten, aber ihre Verbindungen sehr weitreichend. Die kleinen materiellen Aufmerksamkeiten, welche sie von der Oberförsterin fortlaufend erhielt, kamen ihr deshalb vortrefflich zu Statten, und wenn sie von Zeit zu Zeit die Geberin dieser guten Gaben zu einem Täßchen Kaffee einlud, fand sich die schlichte Frau überreich belohnt.

Annemarie lebte zwischen diesen beiden Damen unbefriedigt genug. Ihre Tante stand ihr geistig noch

gerade so fern, wie in jener ersten traurigen Jugendzeit, und Frau v. Weckerlich war ihr oft völlig unerträglich. Diese vortreffliche Dame sprach nur in Hyperbeln, zum Mindesten superlativisch von allen Dingen. Bei ihr schien die Sonne nie warm, sondern siedend heiß; es war draußen nicht kalt, sondern zum Erstarren eisig; sie vergoß keine Thräne, sie badete sich in Thränen, und wenn ihr irgend etwas wehthat, so hatte sie Schmerzen zum Zerplatzen.

Natürlich war sie heute auch zu dem Fasanen-Mittagsmahl eingeladen worden.

Es war noch früh. Annemarie deckte den Tisch. In ihrem dunkelblauen Hauskleid sah sie nach dem Ballfest noch leidender aus als gewöhnlich.

Frau Lichtweg legte Obst auf eine Schale. Plötzlich hielt sie in ihrer Beschäftigung inne und fragte: „Wie oft hat Rolph gestern mit Dir getanzt, Annemarie?“

„Nur ein paar Extratouren, Tante.“

„Und Du hast ihn wohl gar nicht vermißt? Du zeigtest ihm wohl gar nicht, daß Du gern mit ihm tanzen würdest? Du gabst dem armen Jungen wohl zu verstehen, daß andere Herren Dir besser gefielen?“ fragte die Oberförsterin, ihre Augen trocknend.

Annemarie biß sich auf die Lippe und schwieg.

Die Oberförsterin fuhr erregter fort: „Du wartest wohl auf einen Grafen?“

„Ich bitte Dich, Tante,“ fiel Annemarie zitternd ein, „gib dieses Thema auf. Und wenn Du glaubst, mir irgend welche Rücksicht schuldig zu sein, so sprich nie wieder davon. Ihr habt mich ja gezwungen, dem Feste beizuwohnen. Kann ich Rolph sein Betragen gegen mich vorschreiben?“

Frau Lichtweg sah betroffen auf.

Draußen ward die Glocke gezogen. Das Mädchen brachte eine Karte herein.

„Valer Carisius! Was tausend — ach ja, Du sagtest schon! Ich habe noch die Schürze um. Geh’ Du in den Salon, Annemarie!“

Das junge Mädchen legte gehorsam die Gabeln nieder und ging in das angrenzende Gemach. Das Herz that ihr wieder weh.

Carisius trat ihr schnell entgegen. Er trug einen köstlichen Strauß frischer Rosen in der Hand.

„Fräulein Annemarie, diese rothen Rosen verlangen nach ihrer blassen Schwester!“

Sie streckte dankbar die Hand danach aus.

Er faßte diese schlanken Finger und drückte seine Lippen darauf.

Ein heftiger Schreck durchzuckte sie.

Sein scharfgeschnittenes, geistvolles Antlitz nahm einen triumphirenden Ausdruck an.

„Keinen freundlichen Blick, Fräulein Annemarie?“ fragte er mit so außerordentlich wohlklingender Stimme, daß sie unwillkürlich aufschaute.

„Ich möchte Ihnen so gerne eine Last vom Herzen heben helfen,“ sagte er gedämpft im Ton der wärmsten Theilnahme, die ihrem verlassenen Gemüth wohlthat, „wenn ich nur dürfte —“

„Meinen Sie Rolph?“ fragte sie im Ton zutraulichster Offenheit.

Er unterdrückte ein spöttisches Lächeln über die Art, wie ihm seine Bemühungen erleichtert wurden, und nickte ernst. „Ist es denn glaublich, daß ein Mädchen, wie Sie, Unmögliches erringen, erzwingen will? Es geht mir nicht zu Kopf und Herzen, daß ein solcher Mangel an Interesse Sie nachhaltig betrüben kann. Rolph liebt!“

Sie fuhr so heftig zusammen, daß er nach ihrer Hand griff.

„Wußten Sie das wirklich nicht?“ fragte Valer leise. „Ach ja! Sie hörten es nur noch nicht aussprechen. Er liebt die schöne Lucie und sie liebt ihn. Man wartet wohl nur darauf, daß Sie, die reiche Pflegeschwester, die nöthigen Mittel geben zu einer heiß ersehnten ehelichen Verbindung.“

Annemarie wurde todtenblaß. „Nein! Niemals!“ schrie sie dann auf.

„Ihr gutes Herz“ — flüsterte Valer Carisius, sie mit regstem Kennerblick betrachtend — „es müßte Sie doch freuen, den Jugendgenossen im Arm der Liebe glücklich zu sehen.“

Sie drückte ihre Rechte gegen die Augen. „Ich weiß nicht“ — stieß sie stockend hervor. „Das Glück — bitte, sagen Sie es mir — Ihnen glaube ich, Ihnen allein — ist das Glück, wenn man sich liebt, so groß, so überirdisch groß — ich meine, wenn zwei —“

Ein Zug mitleidiger Nichtachtung zog, von dem bebenden Mädchen ungesehen, über Valer's Züge. „Sie meinen, ob die hingebende Zärtlichkeit zweier Menschen wirklich eine so unermessene Seligkeit in sich schließt, wie Sie es vielleicht in Romanbüchern gelesen haben?“

„Ja, ja, das meine ich!“ rief sie erregt aufschauend.

„Und Sie selber ahnen nichts davon?“ forschte er, sich zu ihrem Antlitz niederbeugend. „Doch! Woher sonst die Frage! Nun gut. Ja, die Liebe macht selig.“

Ein lauter Seufzer entquoll ihren Lippen. Sie warf den Rosenstrauß zu Boden.

Er hob ihn auf. „Fräulein Annemarie, die Qual hier könnte bald ein Ende haben!“

Sie sah ihn überrascht an.

Er lächelte. „O, es ist nicht zum Erschrecken! Sobald Sie einen Gatten erwählen, sind Sie Ihr eigener Herr. Daran denken Sie, — Ihr Schicksal ruht in Ihrer eigenen Hand.“

Er küßte noch einmal ihre Rechte, indem er dieselbe fest umschloß.

„Tante kommt!“ rief das junge Mädchen erschreckt.

Er trat zurück. „Wenn Sie draußen noch etwas zu besorgen haben —“

„Ja, ja!“ sagte sie, aus der Thür eilend.

Die Oberförsterin trat sehr geschäftig ein. „Ich sagte doch, Annemarie sollte —“

Valer Carisius war von bezaubernder Liebenswürdigkeit und wurde infolge dessen auch mit einer Einladung zum Fasanenbraten beehrt.

Jetzt erschien auch Frau v. Weckerlich in dem vollen Bewußtsein der einstigen Würde ihres verstorbenen Gemahls.

Sie war äußerst betroffen, den jungen Mann, welchen sie gestern Abend so schlecht behandelt hatte, hier wiederzufinden, doch Valer Carisius beeilte sich, ihrer Verlegenheit zuvorzukommen.

Die Geheimräthin gerieth denn auch alsbald in ihr richtiges Fahrwasser, indem sie den Anwesenden

mittheilte, daß sie nach einem todtenähnlichen Schlaf in einem eiskalten Zimmer bei dem Genuß einer himmlisch starken Tasse Kaffee sich märchenhaft wohl fühle.

„Wenn ich nur wüßte, wo mein Sohn bleibt!“ sagte die Oberförsterin, der eintretenden Annemarie einen vorwurfsvollen Blick zuwerfend.

„Da kommt er, meine Theuerste!“ rief die Geheimräthin, vor dem Spiegel stehend uud ihre Haube ordnend.

Rolph öffnete schnell die Thür. Er sah nervös, übernächtig aus.

„Bist Du krank?“ rief ihm die Oberförsterin erschreckt entgegen.

„Nein, Mutter! Oder vielleicht ja!“ Das Lächeln auf seinen Lippen mißglückte. „Guten Tag, Valer!“ Er reichte ihm zerstreut die Hand und streckte dieselbe dann Annemarie entgegen, die sie aber nicht berührte.

„Willst Du, daß wir gleich zu Tisch gehen, geliebter Junge?“ flüsterte Frau Lichtweg zärtlich.

Er nickte, indem er der Geheimräthin mechanisch seinen Arm reichte.

Valer führte die Oberförsterin und Annemarie zugleich.

„Sind Sie eigentlich Berliner, Herr Carisius?

Die Suppe ist ganz vortrefflich, meine Beste, der reine Extrakt!"

„Halb und halb. Ich bin in den letzten Jahren viel auf Reisen gewesen."

„Wohin denn?"

„Nach Norwegen und Schweden. Es ist ja jetzt Modesache geworden," erwiederte er scherzend.

„Mein seliger Mann," sagte die Geheimräthin wichtig, „behauptete, daß man in kein Land reisen solle, dessen Sprache man nicht verstehe."

„Ihr Herr Gemahl reiste viel?" fragte Carisius mit harmlosester Miene.

„Nein!"

Rolph blickte Annemarie lächelnd an.

Sie wandte sich ab. Seit ihrem letzten Gespräch mit Valer war etwas Fremdes in ihr wach geworden, das sie nicht zur Ruhe zwingen konnte. Und daneben regte sich der Groll über ihre verschmähte Zuneigung immer lebendiger.

„Wie viele Sprachen sprichst Du eigentlich?" unterbrach Rolph die kleine Verlegenheitspause, welche dem naiven Bekenntniß der Geheimräthin folgte.

„Ein halbes Dutzend möglicherweise, wenn wir unsere Muttersprache bescheiden dazu rechnen," warf er nachlässig hin. „Darf ich Ihnen noch ein Glas Wein anbieten, gnädige Frau?"

„Bitte! Man schmeckt noch den Sonnenschein in diesem Traubensaft. Sagen Sie mir nur, wozu gebrauchen Sie diese vielen fremden Sprachen?"

Er zuckte die Achseln. „Gewohnheit! Uebungssache!"

Die Oberförsterin betrachtete inzwischen unaufhörlich das Benehmen ihres Sohnes zu Annemarie. Der Stuhl wurde ihr ersichtlich zu heiß. Endlich konnte sie es nicht länger ertragen. Sie flüsterte ihrem Sohne zu: „Nach Tisch habe ich mit Dir zu sprechen."

Diesem Zwiegespräch kam aber Valer Carisius zuvor. Kaum war die Tafel aufgehoben und Frau v. Weckerlich zu einem Druselstündchen verschwunden, als er Rolph's Arm ergriff und diesen mit sich in den Erker zog.

„Sage 'mal, Rolph, Du warst ja gestern Abend so beschäftigt, daß Du Dich nicht einmal zu wundern schienst, mich auf dem Ball zu finden?"

„Wundern? Ueber Dich?" versetzte Rolph zerstreut. „Das habe ich verlernt. Warst Du wirklich die ganze Zeit in Norwegen?"

Valer zündete sich eine Cigarette an. „Vielleicht. Wo meinst Du denn, daß ich fast ein ganzes Jahr hindurch gesteckt habe?" Sein Blick hing lauernd an Rolph's Zügen.

„Weiß ich's! Du wirst mir nachgerade unheimlich. Deine Verhältnisse müssen doch sehr glänzend sein, wenn Du ein solches Wanderleben führen kannst?"

„Vielleicht sind sie's," gab er spöttisch zurück.

„Es gab aber eine Zeit, wo Du ehrlich eingestandest, fast nur von den Zinsen Deiner Schulden zu leben," fiel Rolph ungeduldig ein.

„Pah! Gibt's keine Erbschaften?" Er streifte die Asche an einem Blumentopfe ab. „Wenn ihr nicht euren Monatswechsel mit Ruhe einstreichen könnt, da meint ihr, es gäbe sonst keine Existenz auf der Welt. Laßt euch nicht auslachen! Möchtest wohl auch einmal einen tiefen Zug thun mit dem Netz der Dame Fortuna?"

Rolph nickte. Luciens Bild schwebte ihm mit zauberischer Deutlichkeit vor Augen. Ihr sollte er entsagen, die er mit schwärmerischer Leidenschaft liebte!

„Ich weiß, Deine Herzensdame macht Ansprüche," plauderte Valer scheinbar harmlos weiter. „Sie selbst hat einmal gar nichts zu erwarten. Aber eine entzückende Schwiegermutter bekommst Du mit, — das ist ein Weib!"

„Sie behandelte mich gestern wie einen Schulknaben," fiel er noch bebend in der Erinnerung ein. „Ich soll Lucie aufgeben, weil ich nichts bin, nichts habe."

„Und willst es auch ohne Weiteres thun?“ fragte Valer spöttisch. „Mir sollte man ein Hinderniß in den Weg stellen —“

„Prahle nicht. Was soll ich thun?“ rief der junge Mann aufspringend.

„Versuchen, Dir zu helfen.“

„Willst Du mir eine siebenzackige Krone verschaffen? Einen Beutel mit Gold?“

„Das Letztere wäre möglich. Bitte Annemarie Golz darum.“

„Wen? Annemarie? Nein! Ich war ihr einst nicht gleichgiltig; wahrhaftig, ich war es nicht. Sie erwartete mehr von mir. Es ist vorüber, ich weiß es. Aber sie bitten —“

„Also gibst Du Lucie auf? Für sie stehe ich ein, daß sie Dich liebt.“

„Ich Unglücklicher!“ rief Rolph, Valer's Hand in der seinen pressend.

„Da Annemarie sich nichts mehr aus Dir macht, so wirst Du, glaube ich, keine Fehlbitte thun, wenn sie ein einigermaßen hochherziges Mädchen ist.“

„Das ist sie!“

„So versuche es. Geh' gleich — schnell! Sie ist allein.“

Rolph stand noch einen Moment in sich versunken,

dann riß er sich gewaltsam los und eilte in das Wohnzimmer.

Valer Carisius sah ihm spöttisch nach. „Thor! Das unterbindet die noch pochende Arterie vollends in ihr. Vorbereitet ist sie.“ Er warf sich in einen Schaukelstuhl und rauchte fort.

Im Wohnzimmer traf Rolph nur seine Mutter.

„Wo ist Annemarie?“

„Fortgegangen!“ sagte sie ärgerlich. „In diesem Augenblick!“

„Wohin?“

„Zu — ich weiß es wirklich nicht. Sie war so kurz angebunden wie noch nie, setzte sich den Hut auf, Mantel um, — weg war sie. Wie weit bist Du denn mit ihr, mein lieber Junge?“

„Mutter,“ — Rolph Lichtweg drückte die Hand der Oberförsterin erregt, — „gib den Gedanken auf. Ich heirathe Annemarie nicht. Ich kann nicht, so leid es mir um Deinetwillen thut, Mutter.“

„Rolph!“ rief die brave Frau bestürzt, auf einen Sessel sinkend. „Drei Millionen! Bist Du wahnsinnig geworden!“

„Ich liebe Lucie v. Trefflingen, Mutter. Du hast sie einst gesehen. Sie ist schön und vornehm, aber arm. Nun höre!“ Er setzte sich auf die Stuhllehne

und umfaßte bittend die Schultern seiner weinenden Mutter.

„Dazu habe ich mir die Mühe gemacht und dieses ewig gleichgiltige Geschöpf um mich geduldet,“ jammerte die Oberförsterin. „Deinetwegen that ich es, Rolph!“ An das Vermögen, welches sie dabei gesammelt, dachte sie nicht in ihrem Schmerz. „Nimm sie, auch wenn Du sie nicht liebst. Drei Millionen!“

„Nein!“ sagte Rolph entschieden, sein schönes Antlitz frei erhebend. „Aber Du sollst Annemarie in meinem Namen bitten, unser Glück zu unterstützen. Mit dieser Aussicht darf ich um Lucie werben. Thue es, Mutter, mein Lebensglück hängt davon ab!“

„Ja, ja!“ sagte die Oberförsterin, ihre Thränen trocknend. „O, Du thörichter Junge! Sie soll's aber thun! Sie muß es thun! Laß nur! Wenn sie kommt, werde ich es ihr sofort sagen.“

„Carisius wartet, Mutter,“ flüsterte Rolph aufstehend.

Der junge Mann trat ihm schon an der Schwelle des Erkers entgegen.

„Fräulein Golz ist ausgegangen. Ich sah sie über die Straße gehen. Auch meine Zeit ist um. Verbindlichen Dank!“

Er empfahl sich und verließ das Haus. —

Unterdessen setzte Annemarie in beschleunigter Hast ihren Weg fort. Sie hatte es droben nicht mehr ertragen können. Die Luft benahm ihr den Athem. Rolph sollte einer Anderen angehören und selig mit ihr sein! Ihr Kopf schwindelte von den erhaltenen neuen Eindrücken, die ihr so tief in das Herz schnitten.

Unwillkürlich lenkte sie die Schritte nach der Wohnung der Frau v. Nixen. Gertrud's Nähe that ihr schon im Voraus wohl.

Sie stieg vorsichtig die schlecht erleuchteten Treppen hinauf und zog an der Glocke.

Sogleich ward die Thür geöffnet und eine Stimme fragte hinter der Sicherheitskette nach ihrem Begehr.

„Gertrud, ich bin's ja, — Annemarie!"

Die Kette fiel klirrend bei Seite. Eine Hand streckte sich ihr warm entgegen. „Tritt näher! Sei herzlich willkommen!"

Die Thür nach einem sehr einfach ausgestatteten Zimmer war halb offen geblieben. Beim Lampenschein erblickte Annemarie die ruhende Gestalt von Gertrud's Mutter, welche, tief in die Kissen gelehnt, mit nimmer rastender Geschwindigkeit an einem wollenen Strumpfe strickte.

Sie lächelte der Eintretenden freundlich zu. „Sobald die Nadel fertig ist, gebe ich Ihnen alle beide

Hände, mein liebes Fräulein. Aber die Arbeit soll morgen schon im Laden sein."

Gertrud hatte am Tisch gesessen und der Mutter vorgelesen.

Nach kurzer Unterhaltung sagte Annemarie fast schüchtern: „Du, Gertrud, gestern habe ich Professor Lohmann kennen gelernt."

„So! Wie gefiel er Dir? Laß mich jetzt den Rest fertig machen, Mama, — ich bin zwar nicht so geschickt wie Du. War er vergnügt?"

„Sehr liebenswürdig ist er nicht."

Gertrud lachte. „Wer verlangt das von ihm!"

„Er ist so zugeknöpft, daß man sich scheut, ein Wort zu reden," fiel Annemarie ein. „Als ich zweimal Deinen Namen erwähnte, that er, als habe er ihn noch nie in seinem Leben gehört. Das verdroß mich."

Gertrud zuckte die Achseln. „Daran bin ich gewöhnt, — nicht wahr, Mama? Ach, ich habe nur einen Wunsch im Leben außer dem, welcher die Gesundheit meiner Mutter anbelangt: ihm wiedererstatten zu können, was er mir damals gegeben hat!"

„Aber, Trudchen!"

„Verzeih', aber es drückt mich schwer. Jedesmal, wenn ich das Stundengeld von meinen Schülerinnen er-

halte, brennt es mir in der Hand, ihm meine Schuld abzuzahlen."

„Sein Charakter ist edel," sagte Frau v. Nixen kopfschüttelnd. „Papa und er waren Studiengenossen und eine kurze Zeit Lehrer an derselben Anstalt."

„Aber er könnte deswegen doch freundlich zu Gertrud sein," flüsterte Annemarie, den Hals ihrer Freundin umschlingend.

„Er könnte es, aber, meine lieben Mädchen, es liegt nicht in seiner Art."

Gertrud hatte die Abendzeitung ergriffen und darin geblättert. Plötzlich stieß sie einen leisen Schrei aus. „Meine langen, unbeschäftigten Abende, Mama, die ich so oft mit lohnender Thätigkeit auszufüllen wünschte — hier ist ein Inserat!"

„Lies, Kind! Da bin ich wirklich begierig."

„Ich suche einen Abschreiber mit guter Handschrift und der nöthigen Schulbildung versehen. Professor Lohmann, Leipzigerstraße 20. — Morgen melde ich mich."

„Du?" rief Annemarie erschrocken. „Aber Du bist doch kein Schreiber!"

„Ich bin ein armes Mädchen, das sich einen redlichen Verdienst suchen muß," sagte Gertrud fest. „Darf ich die Anfrage thun, Mama?"

„Versuche es, Kind." Frau v. Nixen war ge-

wöhnt, der Leitung ihrer Tochter zu folgen. „Wenn Du es für recht hältst, kann es nicht unrecht sein.“

„Nun, da wünsche ich Dir ein freundlicheres Gesicht, als ich es gestern zu sehen bekam,“ sagte Annemarie lächelnd.

Eine Stunde verplauderten alle Drei noch traulich miteinander, dann erhob sich Annemarie. Es ward ihr schwer, sich aus diesem gemüthvollen Kreise in ihr liebeleeres Heim zurückzubegeben. Wie beneidete sie Gertrud um ihre zärtliche Mutter!

Beim Abschiede hielt sie ihre Freundin fest umfangen. „Trude, wie glücklich bist Du gegen mich!“

„Denke an Deine Millionen!“ scherzte das junge Mädchen, ihr die heißen Wangen liebkosend streichelnd. „Wenn Du erst Frau Gräfin bist —“

„Ach, das Geld! Was hat es mir bis jetzt für Freude gemacht? Andere schalten darüber. Ich bin die goldene Gans. Wenn ich mich nur einmal recht herzlich ausweinen könnte! Gute Nacht, Trude!“

„Gute Nacht, Annemarie!“

Sie schieden.

Die Oberförsterin, über das Treppengeländer gelehnt, erwartete ihre Pflegetochter mit heißer Ungeduld. Des Sohnes Glück brannte ihr auf der Seele.

Noch im Hut vor der erregten Frau stehend,

vernahm Annemarie die Forderung des Mannes, den sie liebte.

Aber wer beschreibt den Schrecken der Oberförsterin, als das sonst so schüchterne Mädchen ihren Hut hastig vom Kopf riß und auf den Tisch schleuderte, sich dann selbst in einen Stuhl warf und heftig auflachend rief:

„Der Ehrlose! Der Abscheuliche! Wie kann er es wagen, mir so etwas zuzumuthen! Mag er thun, was er will, mag er heirathen, wen er will, aber nicht mit meinem Gelde! O, bis dahin waren mir meine Millionen gleichgiltig, jetzt sind sie es nicht mehr, weil ich diese schamlose Forderung zurückweisen kann!“

„Du herzloses Geschöpf!“ brach die Oberförsterin empört aus.

„Herzlos? Ich? Ich will Dir sagen, Deiner ganzen Familie, dem verstorbenen Onkel noch im Grabe will ich es nachsagen, wer herzlos gehandelt hat: Ihr gegen mich!“

„Sie ist wahnsinnig geworden,“ murmelte die Oberförsterin sprachlos.

Annemariens Augen flammten, ihre Wangen glühten, ihre Lippen zitterten, der ganze Körper bebte. Man sah endlich, welch’ gewaltiger Leidenschaft sie fähig war. „Ihr habt an mir gehandelt, wie es mein Vater sich nicht hat träumen lassen. Denn hätte er jemals

den Gedanken fassen können, so würde er mich jedem armen Bergmann eher anvertraut haben als Euch. O, meine armselige Jugendzeit!" Sie preßte ihre Hände gegen die brennenden Augen. „Meine traurige, verkümmerte Jugend! Was ich jetzt bin, das hat diese elende Jugendzeit aus mir gemacht."

„Das mir zu sagen!" schluchzte die Oberförsterin. „Gott sei Dank, daß mein Sohn von diesem undankbaren Geschöpf nichts wissen will!"

Annemarie glaubte bei diesen letzten Worten ersticken zu müssen. Ein heißer, athemraubender Druck stieg von ihrem Herzen zur Kehle hinauf. „Ich will fort von Euch!" rief sie zitternd vor Schmerz und Entrüstung. „Gleichviel wohin und zu wem. Ueberall lieber sein, als bei Euch! Ich bin weder verrückt, noch undankbar und herzlos, aber wenn ich sehe, was Gertrud in ihrer Mutter besitzt, und daran denke, was Du mir gewesen bist —"

„Mach', was Du willst!" rief die Oberförsterin erbost. „Aber Dein Vater hat bestimmt, daß Du bis zur Mündigkeit meiner Obhut anvertraut bleibst."

„Das heißt," fiel Annemarie bitter ein, „daß Du für Dich und Deinen Sohn unter allen Umständen die Erziehungsgelder beanspruchst."

„O, du grundgütiger Himmel!" ächzte die Ober-

försterin, obwohl sie fest entschlossen war, um ihres Sohnes willen auf das Geld nicht zu verzichten. „Und dieses Mädchen hielt ich für schüchtern! Eine Zunge hat sie wie ein zweischneidiges Schwert.“

„Das Alles sage Deinem Sohn,“ rief Annemarie, und jetzt endlich quollen Thränen aus ihren Augen, die sie aber hastig fortwischte. „Und wenn er es dann noch wagt, mich um eine Unterstützung zu bitten, mich, die Millionärin —“

„Ich bekomme Krämpfe!“ rief die Oberförsterin gellend. „Hinaus! O, Du ungerathene Schlange!“

„Wozu Ihr mich gemacht habt,“ sagte Annemarie, sich schwankend an den Thürpfosten lehnend. Dann preßte sie ihre Hände krampfhaft ineinander, schauerte zusammen und verließ das Gemach.

— — — — — — — — — — — —

Professor Richard Lohmann war von seiner Vorlesung in der Universität zurückgekehrt. Der Diener öffnete die Thür und ließ ihn in sein mit vornehmer Eleganz ausgestattetes Arbeitszimmer eintreten. Das schön geschnitzte Eichenholz der Möbel verbreitete einen feinen Duft durch das Gemach, dessen Fußboden, mit dichtem Teppichgewebe bedeckt, jeden Tritt unhörbar machte. Im Vorzimmer auf verschiedenen Tischen standen Blumenkörbe und Sträuße, welche entzückte

Bewundrerinnen dem gefeierten Geschichtsforscher übersandt.

Der Professor schritt daran vorüber, ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen.

„Hat sich heute noch Niemand als Abschreiber gemeldet?"

„Doch, Herr Professor, — zwei Männer waren hier. Ihre Adressen liegen dort."

„Schon gut!"

Richard Lohmann warf sich einen Augenblick ermüdet in den Sessel vor seinem Arbeitstisch, auf welchem Konzepte gehäuft lagen, und stützte das Haupt in die Hand.

Eine Saite, die er lange, lange todt gewähnt, hatte seit jenem Ballabend auf's Neue zu tönen begonnen. Das blonde, schöne Haupt war zu plötzlich, zu unvorbereitet vor ihm aufgetaucht, — er mußte es im Geiste sehen. Und er sah es auch. Aber die Dämonen des Hasses, der Verachtung wurden davon lebendig in seiner Brust. Und doch, diese zauberhaften Reize —

Der Professor sprang auf und trat an's Fenster. Das fieberhafte Gewühl der Hauptverkehrsstraße drang bis herauf in sein stilles Reich. Ein ewiges Kommen und Gehen, Hasten und Drängen mit allen Mitteln

der Fortbewegungskunst wandelte das Straßenbild von Sekunde zu Sekunde.

Vor Jahren war er auch einmal so unruhig in dieser Straße auf und ab gegangen. Damals, als er ein süßes Geständniß ewiger Liebe empfangen und mit heißen, nimmersatten Küssen besiegelt. — Der Professor trommelte mit den Fingern auf der Fensterscheibe. Er verachtete die Frauen, diese Fetischanbeter ihrer gefallsüchtigen Eitelkeit. Und je mehr sie ihm ihre Gunst zu Füßen breiteten, desto mißächtlicher dankte er ihnen im Herzen für diese unerwünschte Huld.

Der Diener trat ein. „Es ist Jemand da wegen des Abschreibens.“

„Lassen Sie ihn hereinkommen!“ befahl der Professor kurz.

Der Vorhang schlug zur Seite.

„Ah!“ sagte Richard Lohmann ersichtlich unangenehm überrascht. „Was wünschen Sie, mein Fräulein?“

Gertrud verlor bei dieser wenig ermuthigenden Ansprache ihre ruhige, bescheidene Haltung nicht. „Ich komme, Sie zu bitten, Herr Professor, meine Handschrift benutzen zu wollen. Ich las die diesbezügliche Annonce in der Vossischen Zeitung.“

Er betrachtete sie einen Moment forschend. „Ich hatte eigentlich an einen Schreiber gedacht. Indessen

meine bisherigen Erfahrungen mit diesen Künstlern waren nicht die glänzendsten. Vielleicht —"

„Ich bitte, machen Sie den Versuch mit mir," fiel Gertrud mit fester Stimme ein.

„Nur müssen Sie mir von vornherein erlassen, Ihr Geschlecht und die Pflichten des Abschreibers zu trennen. Von Unhöflichkeit kann meinerseits nicht die Rede sein. Unser Abkommen muß durchaus sachlich aufgefaßt werden. Ueberlegen Sie sich dies wohl, mein Fräulein. Ich verlange von Ihnen die größte Aufmerksamkeit für mein neues Werk, welches Sie mit zum Druck befördern sollen. Einer mühevollen und zeitraubenden Korrektur will ich überhoben sein. Gern zahle ich für eine tadellose Reinschrift den doppelten Preis und mehr. Im anderen Falle sehe ich mich genöthigt, wie bei jedem fremden Schreiber, die Rolle zu wechseln. Sind Sie damit einverstanden?"

„Ich bin es," erwiederte Gertrud mit ihrer bescheidenen Würde, die so viel Stolz barg.

„Gut. Hier ist eine Anzahl Bogen. Ihre Handschrift kenne ich ja. Kommen Fremdwörter oder Wendungen vor, die Sie nicht verstehen oder lesen können, so lassen Sie die Stelle frei und befragen Sie mich darum."

„Gewiß!"

Der Professor reichte ihr ein Blatt zum Einhüllen des Manuskriptes.

Sie dankte und wickelte die Bogen ineinander.

„Die Rückseite bleibt frei. Für den Bogen, fehlerlos beschrieben, biete ich Ihnen vorläufig dreißig Pfennig. Das Papier rechnen Sie mir an. Sind Sie damit einverstanden?"

Sie nickte. Eine leichte Röthe auf ihren Wangen kam und schwand.

„Adieu, mein Fräulein! Halt — noch eines!"

Gertrud stand bereits am Ausgang, wandte sich aber auf seinen Ruf zurück.

„Es wäre mir sehr angenehm, wenn Sie meinen Namen im Kreise Ihrer Bekannten weniger oft erwähnten, damit es mir nicht wieder passirt wie letzthin, daß eine junge Dame —"

„Ich bitte um Entschuldigung," fiel Gertrud mit erregter Stimme ein, in sein kühl blickendes Antlitz schauend, welches er ihr beobachtend zuwandte. „Ich sagte diesem jungen Mädchen nur —"

„Schon gut, mein Fräulein. Ich mag in dem, was ich thue oder that, weder belobt, noch getadelt sein. Leben Sie wohl!"

Gertrud ließ den bunten Vorhang hinter sich zusammengleiten. Sie biß die Lippen aufeinander. So

herbe, so rücksichtslos hatte er noch nie mit ihr gesprochen. Sie sah auf die Papierrolle in ihrer Hand. Sie brannte ihr plötzlich darin wie Feuer. Am liebsten wäre sie zurückgekehrt, vor ihn hingetreten und hätte ihm seine Arbeit vor die Füße geworfen.

„Ich Närrin!“ flüsterte sie dann, über ihre Stirne streichend. „Was habe ich denn Besseres zu verlangen? Was zu erwarten? Ich bot mich ihm ja selbst an. Meine arme Mutter soll seine Unhöflichkeit nicht entgelten.“

Sie nahm ihre sichere Haltung wieder zurück und ging auf die Straße hinab.

An demselben Abend saß sie bereits und schrieb an Richard Lohmann's neuem wissenschaftlichen Werke. Sie war jetzt selbst stolz auf ihre schöne männliche Handschrift und auf die Sauberkeit, mit welcher sie von jeher zu arbeiten gewohnt war.

Der Verdienst war kein geringer. Sie vermochte sich bei einigem Fleiß allabendlich eine Mark fünfzig Pfennig zu verdienen. Dafür war sie dem Professor von Herzen dankbar.

Fünftes Kapitel.

Valer Carisius lag in seinem Zimmer auf der Chaiselongue lang dahingestreckt und rauchte. Der Spätnachmittag des Winters erfüllte das Gemach mit tiefen

Schatten. Das Feuer im Ofen prasselte laut und malte einen hellen, glänzenden Kreis auf den Fußboden.

Valer Carisius starrte in diesen Kreis hinein. Er überdachte sein letztes Spiel. Es war gewonnen. Eine unübersteigliche Kluft trennte Annemarie von Rolph. Hätte Rolph sie demüthig flehend mit seiner Bitte überrascht, sie würde, unter Schmerzen zwar, aber willfährig seinem Wunsche sich gefügt haben. Ihr Widerstand war sein Werk.

Nun noch ein letzter Schritt, das unerfahrene Wild an sich zu locken. Valer lächelte. Seine Augenlider sanken langsam zu. Er schlief ein.

Seltsam, wie sich der helle Lichtkreis vor seinen geschlossenen Augen allgemach zu erweitern schien. Jetzt war er eine langgedehnte Ebene mit vom Sonnenbrand versengter Grasnarbe. Und über diese öde Steppe fuhr er sausend dahin. Die Kibitka schwankte, so rasend war der Lauf der kleinen, schellenklingenden Pferde. Die Peitsche knallte, — der Mann auf dem schmalen Bocksitz sang. O, er verstand die russischen Laute wohl!

Valer's Cigarette sank auf den Boden. Er athmete schwerer.

Aus der Ebene stieg eine Stadt empor. Ihre düsteren Mauern ragten durch die nebelschwere Nachtluft. Ein Fluß rauschte mit dumpfem Brausen vor-

über. Dort aus jenem Hause schimmerte Kerzenglanz. Dort im Eckzimmer zu ebener Erde sah er sich selbst sitzen neben einem schwarzbärtigen Manne.

Ueber die Züge des Träumenden glitt ein spöttisches Lächeln. Er ballte die Hand.

Wer kannte ihn in seiner Verkleidung? War er denn nicht Getreidehändler? Sie sprachen ja über die Zölle und tranken dampfenden Thee. Doch der Fremde, sein Gastfreund, wird immer schweigsamer. So tief in Rußlands Herzen allein und schutzlos. Pah, wer ist der Feigling, der Furcht kennt! Das Auge des Russen beginnt zu glühen.

Valer Carisius' Brust hob sich in heftigen Athemzügen. Der Traum war schwer. Es lag auf ihm wie ein Alp.

Und jetzt! Es schallt ihm in den Ohren wie der Schall von zerspringenden Gläsern. Die Kerzen dampfen. Es packt ihn Jemand an der Brust. Dicht vor sich sieht er ein wuthgeröthetes Antlitz flammen. Und jetzt tönt ein Wort in sein Ohr — es klingt wie Spion. Es rieselt ihm eiskalt durch die Adern. Vor seinen Blicken steigen die sibirischen Gräberfelder auf, wie sie sich unabsehbar hinziehen bis an die eisstarrenden Küsten des Polarmeeres. Da — ein schneller Griff — ein Stoß — noch einer — — dann Todtenstille.

Und jetzt wieder die Steppe und wieder die sausende Kibitka. Die Zugvögel kreischen durch den wirbelnden Staub. Hinter ihm jagt es her. Er weiß nicht, was es ist. Aber es dringt gespenstisch schnell an ihn heran, — sein Hauch weht kalt voraus. Noch eine kurze Strecke Weges, und er ist gerettet. Wie die Pferde keuchen. Schweiß bedeckt den Körper des Verfolgten. Das Gespenst hinter ihm streckt sich weit aus. Da ist die Grenze erreicht. Er schreit auf in qualvollem Hohne. Aber ihm nach klingt es wie aus weiter Ferne: „Du entrinnst mir nicht!"

Valer Carisius fuhr auf. Es hatte geklopft. Sein muskulöser Körper zitterte. Das Feuer im Ofen war erloschen. Im Zimmer herrschte völlige Finsterniß. Nur der blasse Mondschein, welcher um die Fensterecke drang, warf einen falben Streifen auf die dunkle Wand, einer menschlichen Gestalt ähnlich.

Es pochte wieder.

Carisius wußte, seine Thür war verschlossen. Woher diese Scheu? Fürchtete er deshalb keinen Lebenden, um vor Schemen zu beben? Pfui! Er zündete hastig eine Kerze an. Dann schob er den Riegel zurück.

Ein Brief ward ihm überreicht.

Er nahm ihn, setzte sich und erbrach das Siegel.

Aber mitten in diesem Vorhaben stockte er. Die Geister der Erinnerung waren gewaltsam aufgeschreckt und ließen nicht so schnell von ihm ab.

Woher kam dieser wilde abenteuernde Drang in seiner Brust, der ihn als Knaben schon beseelte? So viele reiche Gaben rühmte man ihm nach, und er verpuffte sie ziellos in der trüben Atmosphäre seiner Begierden. Nichts Reelles schaffen, keine ehrenhafte Pflicht erfüllen, aber sein Leben blindlings auf die Spitze eines Wagestückes setzen — Genuß, Genuß um jeden Preis! Nur nicht irgend welcher Lust entsagen aus Pflichtgefühl! — Pah! Deshalb hatte er ja sein Sprachtalent, seine Unerschrockenheit, seine reiche Erfahrung wiederholt verkauft zu Erkundigungen im Ost- und Westreiche. Bezahlter Spion! Häßliches Wort, — aber mehr war er doch nicht gewesen. Erwischte man ihn im feindlichen Lande, so war ihm ein schimpfliches Ende gewiß. Aber für Gewinn und Befriedigung seiner Abenteuersucht war ihm ja stets Alles feil gewesen. Und wenn das zweifelhaft erworbene Gold zu Ende ging?

Das Papier knitterte in seiner Hand. Er zerriß das Couvert.

Ein Bogen fiel heraus.

Er hob ihn auf und las:

„Sie haben mir die Wahrheit vorhergesagt. Es ist so gekommen. Meine Lage in diesem Hause ist damit unerträglich geworden. Ich bitte, mir Ihren Rath zu schenken, da ich sonst Niemand habe, der uneigennützig meiner gedenkt. Suchen Sie mich auf, — so kann es nicht bleiben. Ich bin durch diese Erfahrung eine Andere geworden, — ach, noch unglücklicher, als ich schon war. Annemarie Golz."

Ein Strahl triumphirender Freude glitt über sein blasses, geistvolles Antlitz. Sobald er die Millionen dieses goldenen Gänschens sein eigen nannte, konnte er, ohne die geringste Rücksicht auf Annemarie zu nehmen, lediglich seinen Neigungen leben.

Er sah nach der Uhr. Es war Zeit, sich anzukleiden, — der Legationsrath v. Trefflingen hatte ihn zu einer Tasse Thee geladen.

Die Luft draußen war angenehm, der Boden fest gefroren, deshalb legte er den Weg nach der Königgrätzerstraße zu Fuß zurück.

Im Salon fand er bereits die ganze geladene Gesellschaft versammelt. Zu seinem Erstaunen bemerkte er auch Rolph Lichtweg unter den Gästen.

Unwillkürlich sah er zu der Legationsräthin hinüber, die mit einem älteren, fast kahlköpfigen Herrn in verbindlichster Weise plauderte.

Sobald sie Carisius bemerkte, winkte sie ihn lebhaft zu sich. „Herr Graf, gestatten Sie, daß ich Ihnen Herrn Valer Carisius vorstelle!“

Valer verneigte sich vor dem Herrn mit der gewaltigen Glatze, den welken Zügen und verschwommenen Augen.

„Graf Egbert Randowitz!“

„Angenehm!“ lispelte der Graf. „Dort flattert Ihre Fräulein Tochter wie eine Libelle herum, gnädige Frau!“

„Ah, sieh da, unsere Kleine!“ scherzte die Legationsräthin. „Komm einmal her, Liebchen!“

Lucie kam herbei. „Wer soll mich denn heute zu Tisch führen, Mama, wenn —“

„Ich bitte um die Ehre!“ fiel Graf Randowitz lächelnd ein.

Frau v. Trefflingen nickte, dann wandte sie sich ab und schritt an Carisius' Seite langsam durch den Salon.

„Falstaff in etwas verjüngter Auflage,“ spöttelte Valer.

Sie zuckte die Achseln. Der düstere Brand, welcher in ihrem Herzen aufgeflammt war, verzehrte allgemach alle besseren und weicheren Gefühle. Die erwachsene Tochter stand ihr mit jedem Tage störender im Wege.

Forschende Augen konnte sie jetzt nicht um sich dulden, am wenigsten schuldloses Liebesglück neben sich aufsprießen sehen, wo sie selbst um einer früheren Schuld willen litt.

„Herr Carisius,“ sagte die Legationsräthin nachlässig zu ihrem Begleiter gewandt, „sagten Sie mir nicht letzthin, Sie seien mit dem Professor Lohmann bekannt?“

„Ich denke nicht,“ erwiederte er artig. „Wir wechselten eben nur unsere Namen, veranlaßt durch eine kleine Ungeschicklichkeit des Fräulein Golz.“

„Alle Welt reißt sich um den Mann,“ fuhr sie lächelnd fort. „Es gehört jetzt zum guten Ton, ihn bei sich zu sehen.“

„Wenn er wüßte, gnädigste Frau, daß Sie ihn erwarten —“ Valer überflog ihre reizende Erscheinung mit bewunderndem Blick.

„Das eben weiß er nun leider nicht,“ fiel sie scherzend ein.

„Es findet sich jedenfalls Gelegenheit, ihm diesen Wunsch nahe zu legen.“

Sie nickte. „Ich bin eitel und mag hinter Anderen nicht zurückstehen.“

Er drückte die Augen zusammen, als stieße ihm ein Gedanke auf. Dann verbeugte er sich tief. „Sie haben heute einen Menschen glücklich gemacht!“

„Sie meinen den Referendar Lichtweg?“ fragte die Legationsräthin schroff. „Es ist hohe Zeit, daß er aus seinem Rausch erwacht.“

„Gestatten Sie, gnädige Frau, daß ich Ihren Herrn Gemahl begrüße? Ich hatte noch nicht den Vorzug —“

„Ja, wo steckt er nur?“ sagte sie sich umschauend, grüßte leicht und rauschte davon.

Valer Carisius durchschritt das angrenzende Gemach. Der Legationsrath war nirgends zu sehen. Endlich in dem kleinen, blauen Kabinet fand er ihn, allein am Fenster stehend.

Bis hierher drang der Stimmenlärm nur gedämpft. So war der Hausherr von seinem eigenen Fest bis hierher geflohen.

Seine für gewöhnlich zur Schau getragene höflich gleichgiltige Miene fiel ab, die sorgsam aufrecht getragene Gestalt beugte sich, das Haupt sank tief auf die Brust.

Die Pracht drinnen, der theuer erkaufte Glanz — wie lange konnten diese falschen Sterne noch leuchten! Und dann? Und dann? Und wenn das Ende hereinbrach, was wurde — nicht aus ihm — aus seinem schönen, verwöhnten Weibe? Aus seiner leichtfertig erzogenen Tochter? Wie sollten sie dem Chaos entrinnen?

Der Legationsrath biß sich auf die schmalen Lippen, daß ein Blutstropfen daraus hervorquoll. Er vermochte das Ende nicht abzuwehren, das seine Schwäche herbeigezogen; nur zurückdrängen konnte er es. Auf wie lange?

Valer Carisius hüstelte hinter ihm. Der Legationsrath wandte sich hastig um. Sein Antlitz war todtenfahl.

„Ah, Sie sind es!" sagte er mit gewaltsamer Anstrengung. „Suchten Sie mich? Freue mich, Sie bei mir zu sehen. Diese Hitze — Sie haben, — Sie hörten es wohl schon des Oefteren! — ausgezeichnete Beobachtungen gemacht, Ihre Berichte sind vorzüglich. Man wünscht —"

„Bedauere, Herr Legationsrath!" fiel Carisius kühl ein. „Ich bitte, auf meine Dienste fernerhin nicht mehr zu rechnen!"

„Aber weshalb nicht? Man ging auf alle Ihre Forderungen ein, man scheute keine Kosten —"

„Ich stehe im Begriff, mich zu verloben, wie ich Ihnen im Vertrauen mittheilen kann, Herr Legationsrath."

„Adolar!" rief die helle Stimme seiner Gemahlin. „Wo steckst Du denn?"

„So, so! — Ich komme, Ilse."

Er grüßte und entfernte sich.

Das Souper war vorüber. Da rauschte der blaue Vorhang abermals zur Seite. Rolph Lichtweg erschien an der Seite Luciens. Er befand sich in leidenschaftlicher Erregung.

Noch ehe die Seide zusammengefallen war, griff er herrisch nach der Hand der Geliebten, die sie ihm halb geängstigt, halb verdrießlich zu entziehen suchte.

„Ich finde kein anderes Mittel, als diese gewaltsame Entführung.“ Seine weiche Stimme klang rauh. „Ich muß klar sehen. Lucie, Sie wissen, was Sie mir sind,“ er preßte ihre Finger an seine Lippen, „daß ich mein Leben lassen würde für Ihr Glück. Aber der Narr, welchen ich heute Abend hier spiele, kann ich nicht länger sein. Sprechen Sie, wozu lud man mich ein? Was soll ich hier? Mein erster Glaube war, Sie hätten für unsere Liebe gekämpft, jetzt sehe ich ein, daß man seinen Spott mit mir treibt. Dieser Graf —“

„Still doch, um Gottes willen!“ flüsterte Lucie sich umschauend.

Er sank vor ihr nieder. „Lucie, meine Geliebte, was soll dieser Graf hier? Ich kann's nicht glauben, daß Du um das frevelhafte Spiel mit meinem Herzen weißt. Deine Mutter will dem Gerücht, welches von

einem zärtlichen Einverständniß zwischen uns Beiden spricht, die Spitze abbrechen, indem sie Dir vor meinen Augen und vor der ganzen Gesellschaft den Mann zuführt, dem Du —"

Er sprang auf.

„Ich weiß wirklich nicht, was Sie wollen," sagte Lucie beschämt und doch ärgerlich.

„Wenn Du es nicht weißt," flüsterte er, auch ihre linke Hand ergreifend und an seine Brust drückend, „so ist noch nichts für mich verloren. Ich kann Dir vorläufig nur meine innige Liebe und Treue anbieten, — ich habe so wenig Vermögen. Aber wenn Du Dich einschränken willst, könnten wir, wenn ich als Assessor Diäten erhalte, doch einen bescheidenen Haushalt gründen. Du bist ja schön genug auch ohne Schmuck, meine süße Geliebte."

„Das werden meine Eltern nie zugeben," sagte Lucie ziemlich fest. „Denken Sie nicht daran."

„Was kann ich denn anders thun!" rief er, völlig hingerissen von ihren strahlenden Reizen. „Ich will Dir beichten. Ich habe mich für unsere Liebe gedemüthigt. Was ich nie für möglich gehalten hätte, ich that es. Ich bat Annemarie um einen jährlichen Zuschuß. Sie schlug es höhnisch und feindselig ab."

„Die Widerwärtige!“ Lucie riß erzürnt ihre Rechte los. „Möchte sie in ihrem Gelde ersticken!“

„Ich sah sie nicht wieder,“ sagte Rolph, noch in der Erinnerung erbittert von der kränkenden Antwort, welche Annemarie ihm durch seine Mutter übersandt. „Und jetzt, Lucie, sprich ein Wort, daß Du mich so lieb hast, wie ich Dich. Sage mir, daß Du in Treue und Glauben meiner harren willst.“

„Das kann ich nicht, nie!“ Ihre Lippen zitterten. „Ich muß so bald als möglich aus diesem mütterlichen Zwange fort. Meine Mutter will mich los sein!“

„So willst Du Dich verkaufen lassen an diesen — diesen —“ Er drückte die Hand gegen seine Augen. „Lucie, weißt Du, was das heißt? Hat Dir Deine Mutter die Unnatur dieses Bundes gedeutet? O, sie wird sich hüten! Du kannst und darfst Dich nicht so frei verschenken, mir gehörst Du bereits.“

„Lassen Sie mich los, Rolph — Herr Referendar,“ sagte Lucie zürnend. „Sie wissen so gut wie ich, daß unser bisheriges Handeln Tändelei war. Glauben Sie,“ rief sie bitter lachend, „daß ich hier im Hause auf Rosen gebettet bin? O, es ist die größte Strafe für eine Tochter, eine jugendlich-schöne Mutter zu besitzen! Nein, ich habe an diesen beiden ersten Wintern vollauf genug. Ich kann nicht aus Liebe heirathen, das ist

mir klar geworden, also heirathe ich den, welcher mich am schnellsten auf eigene Füße stellt und mir nebenbei die Mittel gewährt, sorgenfrei zu leben. In diesem Punkt muß ich meiner Mama Recht geben, sonst wahrhaftig nicht."

„Dieser alternde Lüstling, dieser Graf" — rief Rolph empört und außer sich gebracht von der hoffnungslosen Sicherheit ihrer Worte.

„Er will ja vorläufig noch gar nichts von mir," unterbrach sie ihn schnell. „Ich sehe ihn heute zum dritten Mal, — das ist Alles."

Er ließ ihre Hand los. Ihm ekelte. „Also waren Sie doch mit in das Geheimniß gezogen, die Eifersucht Ihres neuen Verehrers, seinen Argwohn, durch Uebersehen meiner Person zu zerstreuen? Eine edle Rolle, die Sie sich haben aufdringen lassen."

„Ich verbitte mir — seien Sie doch nicht so hartnäckig."

„Sie lieben mich nicht, Lucie, — haben mich nie geliebt."

„Nein, so überschwenglich nicht, wie Sie fordern."

Da zog es noch einmal wie ein flammender Strahl durch seine Brust, er breitete die Arme aus. „Willst Du mich so elend werden lassen? Gib mir eine Hoffnung mit. Ich habe Dich ja angebetet —, um Deinet=

willen die Wünsche meiner Mutter mit Füßen getreten. Wenn ich mich nach Geld gesehnt hätte, wie Du, bei Gott, ich hätte anders handeln können."

Er preßte sie an sein Herz, so heftig sie auch widerstrebte.

Sie schrie vor Ueberraschung und Zorn auf. „Lassen Sie mich augenblicklich los! Mein Vater —"

Der Rausch wich. Rolph's Arme öffneten sich. Luciens Brust athmete heftig.

Einen Moment starrte er vor sich nieder, — dann richtete er sich auf und führte sie schweigend in den Salon zurück.

Valer's Blicke hafteten auf ihm. Er trat ihm näher.

Rolph empfand in diesem Moment instinktiv Abneigung gegen ihn, den er bis vor Kurzem Freund genannt. Er wies Valer's Hand zurück.

Fest war seine Haltung, als er sich gleich darauf den Gastgebern empfahl. Selbst der blasirte Blick des Grafen Randowitz, welcher ihn langsam streifte, vermochte diese äußere Fassung nicht zu erschüttern.

Aber daheim in seinem verschlossenen Gemach da brach die erkünstelte Ruhe zusammen. Da warf sich der junge Mann in einen Sessel und weinte das verlorene Glück seiner ersten Liebe zu Grabe. . . . .

Am anderen Mittag erschien Valer Carisius in Frau Lichtweg's Wohnung und fragte nach Annemarie.

Das junge Mädchen empfing ihn augenblicklich. Bleich, verweint, rathlos stand sie vor ihm. „Was nun?"

„Fassen Sie Muth," bat er innig.

„Was soll ich thun? Man läßt mich nicht fort."

„War Rolph hier?" fragte er hastig.

„Nein! Seine Mutter" — Annemarie's Stimme klang herbe und mißächtlich — „weinte die ganzen Tage um die verlorenen Millionen." Gleich darauf brach ihre Angst wieder durch. „Sagen Sie mir, was soll ich thun?"

Er führte sie zu einem Divan, auf welchem er neben ihr Platz nahm. „Ich kenne nur einen Weg: Erwählen Sie sich einen Gatten!"

„Wen aber? Um Gottes willen wen?" flüsterte sie gepreßt, ihre Hände ineinander schlingend. „Ich kenne Niemand, und mein Herz blutet noch um einen — Gewissenlosen."

„Tausende liegen Gehör flehend zu Ihren Füßen," sagte Valer, ihr tief in die Augen sehend.

„Mich, mich selbst will Niemand, nur mein Geld. Wäre ich arm, alle diese vornehmen Herren würden mein Dasein nicht bemerken. Ich aber will mehr, ich —"

„Suchen Sie ein liebendes Herz, ein Männerherz, das sich danach sehnt, Sie all' die Bitterkeit Ihrer Jugend und diesen ersten großen Schmerz vergessen zu machen?" Valer's Stimme klang hinreißend warm, seine Augen leuchteten. „Vergessen zu machen in seiner heißen Zärtlichkeit? Ja, Fräulein Annemarie, suchen Sie ein solches Herz? Wünschen Sie einen solchen Mann zu finden?"

Der bewegte Ton seiner Worte, mehr noch das berauschende Etwas, welches aus ihnen herausklang, machte sie erschauern. So hatte noch Niemand zu ihr gesprochen, so hatte noch Niemand sie angeblickt.

Er nahm ihre Hand und drückte sie fest. „Wenn es eine Kraft gibt, eine Macht auf Erden, die Sie trösten und beglücken kann, so ist es die Liebe. Ich kenne nichts Anderes. Im Arm der Liebe," er küßte ihre schlanken Finger, „werden Sie ein Glück empfinden, das Sie für alle Jugendnoth überreich entschädigen kann. Glauben Sie mir, glauben Sie mir," flüsterte er, sich zu ihrem Antlitz niederbeugend.

Sie war wie verzaubert von diesem fascinirenden Blick, daß sie kaum zu athmen wagte. Wonach ihr Herz sich unbewußt so oft gesehnt, hier klang es ihr plötzlich in Worte gefaßt entgegen.

„Annemarie," er kniete vor ihr nieder und drückte

ihre Hände an seine Brust, „süße, inniggeliebte, von mir stets angebetete Annemarie, willst Du diesen Trost von mir annehmen?"

Sie schrie auf. An diese Lösung hatte sie nicht entfernt gedacht. Ihre Gedanken wirbelten ineinander, — doch zuletzt herrschte ein Gefühl in ihr vor, wie es der Schiffbrüchige wohl empfindet, wenn er ein rettendes Fahrzeug nahen sieht.

„Sprechen Sie ein Wort, geliebte Annemarie," bat Valer.

Sie sah verwirrt in sein dämonisches Antlitz, dem der Sieg, welchen er zu erringen im Begriff stand, einen doppelten Reiz verlieh in den Augen eines unerfahrenen jungen Mädchens.

„Ich — Sie — o, Sie wissen Alles und —" stotterte sie hastig.

„Ich will Ihr Herz nicht bestürmen, nicht mit meinen Gefühlen quälen," sagte er mit geheimnißvollem Lächeln. „Ich will jetzt und später nichts von Ihnen fordern, was Sie mir um eines Thörichten willen nicht freiwillig schenken können. Ich will warten, ganz geduldig warten, bis der Tag kommt, wo Du einsiehst, daß ich Dich geliebt und erwählt haben würde unter Tausenden, auch ohne Deine Millionen."

Sie erröthete. Es erschien ihr geradezu unwürdig

und beschämend in dieser feierlichen Stunde, wo es sich um ein Menschenglück handelte, an Geld auch nur zu denken.

„Ich glaube es,“ flüsterte sie gen Himmel schauend, dankbar für das Geschenk, welches ihr endlich unverhofft in den Schoß fiel. „Und ich bitte Gott, daß er auch mich bald mit dem Gefühl erfüllen möge, welches Sie mir, der ungeliebten Waise, entgegentragen. Mehr kann ich nicht sagen. Mein Herz — o, wenn Sie es beglücken wollen, so wie es ist, — nehmen Sie es hin.“

Er sprang auf. „Annemarie!“ Und zog sie mit sich empor.

Valer wollte sie küssen, aber sie lehnte ihr Haupt weinend gegen seine Schulter. Sie dachte an Rolph, und wie ganz anders dieser Augenblick sich gestaltet haben würde, wenn ihr Jugendfreund so die Arme nach ihr ausgebreitet.

Er trat sofort zurück und begnügte sich, ihre Hände zärtlich abwechselnd an seine Lippen zu drücken.

„Nun bist Du frei, Annemarie, hast einen Schirm und Schutz im Leben, der nichts zu schaffen hat mit selbstsüchtigen Berechnungen und lieblosen Grillen.“

„Ich danke Ihnen dafür,“ sagte sie mit vollster Aufrichtigkeit.

„Ueberlasse mir nun alle weiteren nothwendigen Schritte. Und wenn irgend Zweifel oder Unruhe Deine Seele belasten, vertraue Dich mir allein rückhaltslos an. Versprichst Du mir das, meine geliebte Annemarie?"

Sie nickte. Zu wem hatte sie sich je offen aussprechen können?

Er grüßte sie ehrerbietig und ging in's Nebenzimmer.

Gleich darauf ertönte ein Schrei, und die Oberförsterin stürzte mit flatternden Haubenbändern in Annemaries Gemach.

„Diesen Mann, diesen falschen Freund meines Sohnes, willst Du heirathen?" rief sie thränenerstickt.

Valer unterbrach sie mit Würde. „Ich darf mir das Zeugniß geben vor meiner Braut, daß ich Ihres Sohnes Rechte geehrt habe, bis er sie selbst in unbegreiflicher Verirrung von sich schleuderte."

„Das thaten Sie," bekräftigte Annemarie fest. „Gott ist dessen Zeuge."

„Ich leide es nicht," rief die Oberförsterin, „ich" — Sie stürzte ebenso fassungslos aus dem Zimmer.

„Ich reise sofort zu Deinem Vormund, Annemarie, mich ihm persönlich vorzustellen und um Deine Hand zu bitten. Lebe wohl! Wir sehen uns bald und glücklich wieder!"

Er küßte ihr lächelnd die Hand und verließ das Gemach.

Die Oberförsterin war unterdessen mit ihrer brennenden Neuigkeit zu Frau v. Weckerlich geeilt, welche gerade vor dem Spiegel saß und sich die Haare kämmte.

Das Kostüm der Geheimräthin war das denkbar leichteste: hübsch gestickte Beinkleider und ein hübsch gestickter Frisirmantel. Letzteren warf sie ab, fuhr in ihren Regenmantel hinein und stürzte augenblicklich über den Flur zu Annemarie.

Auch sie ward durch diese Verlobung in ihren Hoffnungen schwer betrogen. Ihr gesellschaftliches Ansehen war bereits in sichtbarem Wachsthum gewesen.

„Kind," rief sie eintretend, ihre wallenden Haare zurückstreichend, „die Hundstage sind ja doch vorüber! Das ist ja eine himmelschreiende, ganz pyramidale Thorheit! Diesen Habakuk! Diesen Gallimathias! Diesen Kommher und Thumirnichts! Einen Grafen sollen Sie heirathen, meinethalben einen Fürsten — das war meine Sache! — nicht diesen Waschmirden-Pelz und mach mich nicht naß!"

„Meinen Sohn!" rief die Oberförsterin heftig dazwischen.

„Nein, einen Grafen!" rief die Geheimräthin.

„Keinen Grafen, meinen Sohn! So war es be-

stimmt," schluchzte die Oberförsterin. „Sprechen Sie nicht so despektirlich von bürgerlichen jungen Männern!"

„Erlauben Sie, ich" — damit sprang die kleine, runde Geheimräthin vom Platze fort und rannte in der Stube hin und her, wobei der Regenmantel weit aufblähte und zurückschlug, so daß das weiße Ballet-kostüm von Zeit zu Zeit sichtbar ward.

„Erlauben Sie" — schrie die Oberförsterin dagegen.

„Nein, ich erlaube nichts!" rief die Geheimräthin befehlshaberisch dahinsegelnd.

Annemarie ging tief beschämt und schweigend aus der Thür.

Das war ihr erster Glückwunsch gewesen. —

Acht Wochen später feierte Annemarie Golz ihre Hochzeit. Der Vormund war ein alter, kränklicher Mann, welcher sich freute, die Last der Verwaltung eines so großen Vermögens auf jüngere Schultern ablegen zu können. Zudem hatte Valer Carisius auch ihn durch sein liebenswürdiges Wesen vollkommen für sich ein-zunehmen gewußt.

Es war in den ersten Tagen des März. Die schon sanft erwärmte Luft kündete den nahen Frühling an. Vom blauenden Himmel sanken goldene Lichtwellen nieder auf die keimende Erde. Schon sproßten die ersten grünen Blattspitzen der Anemone durch den lang-

sam zerrinnenden Schnee, und die kleinen braunen Knospen an den Weiden begannen sich glänzend zu runden. Die Blaumeise hüpfte lustig zwitschernd von Zweig zu Zweig, die Staare bezogen ihre alten Sommerquartiere und bald schwebte auch die Feldsängerin, die Lerche, über den grünen Wintersaaten und stimmte ihr Frühlingslied, ihr Liebeslied an.

Eine durchaus feierlose Hochzeit wurde Annemarie zu Theil.

Die Oberförsterin konnte sich theils aus Eigensinn, theils aus Kummer nicht entschließen, den ihr verhaßten Tag zu verherrlichen.

Gleich nach der stillen Trauung in der Kirche wollte das Paar eine längere Hochzeitsreise antreten.

Rolph und Gertrud v. Nixen waren die einzigen Trauzeugen. Letztere hatte sich aus herzlicher Theilnahme selbst dazu erboten, Rolph aus Pflichtgefühl und nach hartem Kampfe. Er konnte es mit seiner Ehre nicht vereinbaren, die langjährige Hausgenossin wie ausgestoßen von jeglicher Gemeinschaft mit seiner Familie an den Altar treten zu sehen.

So Vieles ihr schroff ablehnendes Verhalten gegen seinen Wunsch ihm auch vernichtet hatte, und so stark er ihre Abneigung gegen sich auch wähnte, Rolph that aus Anstandsgefühl, was nicht zu umgehen war.

Die Stunde nahte.

Im Wohnzimmer stand die Oberförsterin neben ihrem Sohne. Gertrud wartete in einer Fensternische. Die zwei Wagen harrten bereits vor der Thür.

Endlich öffnete sich der Vorhang zum Salon. Das Brautpaar trat ein.

Annemaries Fuß stockte flüchtig, als sie die Schwelle überschritt, aber ihres Verlobten Hand, welche die ihrige umfing, drückte diese ermuthigend. Da ging der Schauer vorüber.

Sie sah in ihrem weißen Gewand zart und lieblich aus. Der wallende Schleier, welcher auch ihre Stirn verhüllte, verlieh ihren feinen Zügen einen ganz eigenen Reiz, die durch das braune Haar geflochtene Myrthe sogar etwas Hoheitsvolles.

Sie befreite sich von ihres Bräutigams Hand und ging auf die Oberförsterin zu, deren Rechte sie ergriff.

„Ich danke Dir, Tante, für Alles, was Du bis hierher Gutes mir erwiesen hast und bitte Dich um Verzeihung für Alles, womit ich Dich gekränkt habe."

Die Oberförsterin, in diesem Moment doch etwas beschämt, sagte nicht ohne Rührung: „Ich wünsche, daß du glücklich wirst. Wir sehen uns ja noch nach der Trauung. Ich werde deine Reisekleider inzwischen zurecht legen."

Gertrud trat bewegt auf die Braut zu. Annemarie öffnete leidenschaftlich beide Arme und zog ihre einzige Freundin fest an's Herz. Sekundenlang ließ sie ihr Haupt an Gertruds Schulter ruhen.

Und jetzt kam der Abschied von Rolph. So glücklich sie war, seines ferneren Anblicks überhoben zu werden, dieser Augenblick schnitt ihr plötzlich mit jähem Schmerz tief in die Seele.

Er kam ihrem Zaudern zuvor, indem er auf sie zutrat und ihr die Hand reichte.

Da quoll es ihr heiß bis zu den Lippen herauf wie eine jähe Ahnung des Kommenden und daneben durchdrang sie ein allmächtiges Sehnen nach dem Besitz des Jugendfreundes.

Vor ihren Blicken breitete sich Nebel aus. Der Boden schien zu schwanken.

Rolph faßte sie hastig in die Arme. „Ich vergebe Dir, — sei glücklich!" flüsterte er ihr zu.

Valer Carisius drängte ihn bei Seite und legte das bang athmende Mädchen an seine Brust.

„Bemühe Dich nicht. Das ist nun meine Sorge."

Rolph, dessen Widerstreben gegen den einstigen Freund ein stets wachsendes in diesen letzten Wochen gewesen war, da ihn die Werbung Valer's um Annemaries Hand gerade zu dieser Zeit mit Mißtrauen und

Verdacht erfüllte, trat mit unverhohlener Geringschätzung zurück.

Was ging ihn auch Annemaries Geschick an! Sie hatte es sich ja selbst erwählt. Mochte sie nun sehen, wie sie fertig ward.

Ein paar Minuten später hob Valer seine Braut in die Kissen des Wagens. Der Schlag fiel zu.

Annemarie war es zu Muth wie im Traum. Sie vermißte nicht einmal den Elternsegen, welcher der scheidenden Tochter auf ihrem Wege zur Kirche voran zu eilen pflegt. Ihr Eintritt in das Gotteshaus, der von Gertruds Hand mit Blumen geschmückte Altar, die tiefe Stille ringsumher, die feierlichen Töne der Orgel und endlich die laut schallenden Worte des Geistlichen, Alles ging verworren an ihrem Geiste vorüber.

Sie kam erst völlig wieder zum Bewußtsein, als der gellende Pfiff der Lokomotive sie emporschreckte.

Ihr Gatte saß neben ihr in einem Coupé erster Klasse.

Sie hatten ihre Hochzeitsreise nach Italien angetreten. —

Sechstes Kapitel.

Gertrud v. Nixen läutete an der Glocke zur Wohnung des Professors Lohmann.

Die Gasflamme im Korridor warf ihr Licht auf das vom raschen Lauf erhitzte Antlitz des jungen Mädchens. Die Eissternchen auf ihrem runden Filzhut glitzerten. In der Hand trug Gertrud eine umfangreiche Papierrolle.

Der Diener erschien. „Der Herr Professor sind für Niemand zu Hause. Sie gehen später zu einem Diner.“

„Ich muß ihn aber nöthig sprechen,“ fiel Gertrud ein. „Ich sollte diese Bogen bis heute abliefern.“

Der Diener verschwand und kam wieder. „Bitte! Der Herr Professor werden sogleich erscheinen.“

Er ließ das junge Mädchen in das angenehm erwärmte Arbeitszimmer eintreten. Sie blieb bescheiden an der Thür neben dem braunen Vorhang stehen. Diese Gänge wurden ihr so schwer — und doch, wenn die Aufträge einst ein Ende nahmen, würde sie trotz aller Demüthigungen doch eine Lücke in ihrem Herzen fühlen.

Richard Lohmann trat ein. Er hatte seine Toilette geändert. „Guten Abend! Ich erwartete Sie verabredetermaßen heute Vormittag.“

„Ich bitte um Entschuldigung,“ sagte sie, bis an die Haarwurzeln erröthend, „meine Mutter war krank.“

Er sah sie flüchtig forschend an. „Das bedaure ich. Was —? Ah so!“ Er blätterte in den überreichten Bogen, zog seine Börse hervor und zählte die Schreibgebühren auf seinen Arbeitstisch. „So, bitte!“

Es zuckte verrätherisch um ihre Lippen, als ob ihr der Athem knapp würde.

„Bitte doch!“ erwiederte er etwas ungeduldig. „Haben Sie die Güte, Ihr Honorar an sich zu nehmen.“

Gertrud öffnete rasch die Hand. Aber dieselbe zitterte. Einige Münzen fielen auf den Teppich. Mit ihnen zugleich rollte trotz aller Seelenstärke ein Tropfen aus ihren dunklen Wimpern.

Der Professor half ihr beim Einsammeln. Dann sah er plötzlich auf. „Haben Sie Zeit?“

Sie nickte. Ihre Stimme würde erregt geklungen haben, das wollte sie vermeiden um jeden Preis.

„Ich möchte Ihnen etwas diktiren. Ihre Handschrift ist klar und deutlich. Wollen Sie? Können Sie überhaupt nach Diktando schreiben?“

„Ich will es versuchen,“ sagte sie mit schlichter Würde.

„So legen Sie ab!“

Sie entledigte sich des Mantels und Hutes schnell, indem sie beides sorgsam auf einem Stuhl ordnete.

„Dort an meinem Schreibtisch. Haben Sie aber die Güte, aufzupassen. Fragen stören mich. Ich wiederhole schwierige Sätze zweimal.“

Sie fühlte sich angesichts dieser ungewohnten Beschäftigung sehr beklommen. Wenn sie seinen Ansprüchen

nicht genügte? Dann, ja, dann wies er sie ohne Gnade als untauglich fort. Diese Gnade glaubte sie nicht ertragen zu können.

Die Probelektion begann. Der Professor ging diktirend lautlos im Gemach umher, die Hände auf den Rücken gelegt, das Haupt sinnend bald zur Zimmerdecke erhoben, bald tief auf die Brust gesenkt, als spräche er mit sich selber.

Gertruds Feder glitt in regelmäßigen Schriftzügen über das weiße Papier. Ohne aufzuschauen, bannte sie den Strom seiner Rede fest auf dasselbe.

Die Viertelstunden flohen; Beide merkten es nicht.

Der Diener trat zögernd ein. „Es ist Zeit zum Ankleiden, Herr Professor.“

Richard Lohmann zog seine Uhr hervor. „Um Gotteswillen! Es geht auf sieben. Wir haben fast zwei Stunden gearbeitet!“

Gertrud sprang mit heißen Wangen auf. „Meine Mama! Sie wird sich geängstigt haben.“

Er hatte die beschriebenen Bogen zur Hand genommen. „Vortrefflich! Ich glaubte nicht, daß es so gut gehen würde. Wie wär's, mein Fräulein, wenn wir diese Uebung fortsetzten? Sie ersparen mir die Mühe des ersten Niederschreibens. Ich bin gern bereit, Ihnen das Doppelte dafür zu zahlen.“

„Ich muß meine Mama zuerst fragen.“ Sie zog schnell ihren Paletot an und wollte den Hut aufsetzen, als der Professor zu ihr trat.

„Friedrich, einen Wagen! Halt! Zuerst ein Glas Madeira für Fräulein v. Nixen.“

„Ich danke, danke für Alles!“ sagte Gertrud theils verlegen, theils aus Stolz.

„Sie werden die Güte haben, eines erfahrenen Mannes Rathschläge nicht zurückzuweisen.“

„Meine Mama — ich bitte,“ fügte sie fest hinzu, ihr schön geschnittenes Antlitz frei erhebend, „mir für diese Arbeit nicht mehr zahlen zu wollen als für die andere. Es hat mir Vergnügen gemacht.“

Er betrachtete sie überrascht. Dann lächelte er spöttisch.

„Wie es Ihnen beliebt. Hier ist der Wein. Nun der Wagen! Sie sind zu heiß, um durch den Wind zu gehen.“

Ihr quoll jeder Tropfen im Voraus in der Kehle, als sie die Lippen netzte und das Glas dann auf den Tisch zurückstellte. „Ich bin an keinen Wein gewöhnt. Es würde sich auch für unsere Armuth schlecht schicken.“

„Sie müssen sich jetzt doch so leidlich durchschlagen können,“ sagte er gleichmüthig.

„Oh, ich klage nicht!“ fiel sie mit stolzem Lächeln

ein. „Wenn ich mir etwas mehr wünschte, so geschähe es nur, um alte Schulden abtragen zu können."

Er blickte auf. „Etwa an mich? Sehr gut! Sie sind wirklich ein Kind. Wie können Sie überhaupt noch daran denken!"

„Ich würde es nicht thun —" sie brach hastig ab.

„Wenn was nicht wäre? Nun, zu Ende doch! Es ist immer eine Thorheit, Sätze anzufangen und nicht zu beenden. Thorheit und Koketterie zugleich. Man will aufmerksam machen."

„Nein!" sagte Gertrud, ihre graubraunen Augen so voll überzeugender Wahrheit auf ihn heftend, daß er zweifelnd das Haupt schüttelte. „Diese Schulden, wollte ich sagen, würden mich nicht quälen, könnte ich meinen Dank dafür beweisen."

„Pah! Dank! Nun gut, was verstehen Sie unter diesen Dankesbeweisen?"

Sie verstummte. Ja, was verstand sie darunter? Was wollte sie thun und in was sollte er willigen?

„Sehen Sie, Phantasterei! Gerade Ihr Geschlecht ist hervorragend dazu geneigt, den Begriff der Dankbarkeit zu entstellen. Sie z. B. glaubten sich genug gethan zu haben, wenn Sie mich zwingen könnten, mir gewisse alte Geschichten immer wieder vorbeten zu lassen. Oder wünschen Sie etwa, mir ein paar Morgen-

schuhe zu sticken? Lächerlich! Zu solchem Unsinn schreiben Sie eine viel zu schöne Handschrift."

„Mein Herz —"

„Ihr Herz?" fiel er spöttisch ein. „Ich will Ihnen sagen, wie es mit diesem Herzen beschaffen ist. Es fühlt sich in seiner Eitelkeit gekränkt. Das ist Alles. Das ist Frauenart. Ich werde übrigens Ihre Mutter brieflich darum bitten, mir eine große Mühe ersparen zu helfen. Der Wagen ist da!"

„Er ist da!" meldete der Diener.

„Helfen Sie dem Fräulein hinein. Gute Nacht!"

Er grüßte flüchtig und zog sich in sein Schlafgemach zurück, bevor sie noch das Zimmer verlassen.

Eine halbe Stunde später war er auf dem Wege zu jenem Festmahl. Dabei schweiften seine Gedanken von dem Thema seiner neuen Geistesarbeit ab zu jener blonden Frau, zu welcher er einst wie zu einer Schutzheiligen aufgeschaut. Dabei fiel ihm ein, wie Valer Carisius, dem er die ausgesprochenste Antipathie entgegenbrachte, es ihm mehrmals unter den Fuß gelegt hatte, bei der Familie v. Trefflingen seine Karte abzugeben. Aber die Art der Bewunderung, mit welcher Jener dabei von der Legationsräthin gesprochen, machte ihm dieses Anerbieten erst recht zuwider.

Das Diner fand bei einem reichen Finanzbaron

statt, und nur der Umstand, daß er dort einige interessante Persönlichkeiten kennen zu lernen gewiß war, hatte den Professor bewogen, seine Theilnahme zuzusagen.

Als er den behaglich ausgestatteten Korridor hinaufschritt, in den Salon einzutreten, rauschte ein purpurrothes Damastkleid an ihm vorüber, dem ein feiner Maiglöckchenduft entströmte.

Er blickte auf. Ilse v. Trefflingen in Begleitung ihres Gemahls. Richard Lohmann empfand einen Stich im Herzen, aber sein sonst so ausdrucksvolles Antlitz verrieth nichts davon. Er verbeugte sich und trat bei Seite.

Der Zufall fügte es, daß er vom Gastgeber ausersehen war, die Legationsräthin zu Tisch zu führen.

Nichts hätte ihm weniger angenehm sein können. Aber der gesellschaftliche Zwang ist stärker, als alle Privatempfindungen.

Er stand vor ihr und bot ihr seinen Arm so ruhig, als seien sie sich einander so fremd, wie die große Welt es von ihnen glaubte.

Die Brust der leidenschaftlichen Frau, als sie so unerwartet ihren quälenden Wunsch erfüllt sah, athmete triumphirend auf. Der Blick, mit welchem sie ihre Hand erhob, flammte diese Freude wieder.

Jetzt standen sie vereint. Und da wandelte sich

plötzlich die bunte belebte Scene vor des Professors Blicken in ein stilles, duftendes Gartenreich, wo die Rosen blühten und die Bienen an den nickenden Glockenblumen hingen, — da sah er das schöne Weib an seiner Seite, dessen Finger er leicht beben fühlte auf seinem Arm, seiner harrend im Gebüsche stehen, hörte sie, über sein Haupt geneigt, zitternde Verheißungen flüstern. Und nun lag sie an seiner Brust, mit heißen Küssen Treue schwörend.

„Sie denken zweifellos Ihres neuesten Werkes?“ drang die liebenswürdige Stimme seiner Begleiterin an Richard Lohmann's Ohr.

Er rieb sich die Stirn. „Ja, Sie könnten Recht haben.“

Beim Niedersitzen berührte sie flüchtig seine Hand. Er beachtete es nicht. Er musterte das fahle Antlitz des Legationsrathes und konnte ein mißächtliches Lächeln nicht unterdrücken.

„Herr Carisius ist nun glücklicher Gatte,“ sagte Frau v. Trefflingen. „Sie kannten ihn ja wohl auch?“

Da wußte er, daß sie auf seine Weigerung anspielte, ihrem Wunsche zu entsprechen und sich in ihrem Hause einzuführen.

„Herr Carisius,“ erwiederte er schroff, „wäre der letzte Mensch, dem ich auch nur einen Funken von dem

zuwenden könnte, was man Vertrauen nennt. Und ich kann nur Jedem rathen, meinem Beispiel zu folgen."

Sie biß sich leicht auf die Lippe. So vollkommen unzugänglich hatte sie ihn doch nicht geglaubt. Es war klar, er verachtete sie. Dessenungeachtet stieg der sinnlose Glaube, daß sie heute noch Anrechte auf seine Person geltend zu machen habe, immer leidenschaftlicher in ihrer Brust empor. Sie wollte ihn allein sprechen um jeden Preis, wollte zurückrufen, was ihre Genußsucht damals von sich gestoßen.

Und so fand sie die Gelegenheit nach Tische in einem abgelegenen Gemach, in welchem die seltene Kupferstichsammlung des Hausherrn ausgelegt war.

Richard Lohmann, in diese ebenso kostbaren als seltenen Schätze vertieft, achtete nicht darauf, daß alle Beschauer das Zimmer bereits verlassen hatten außer der von ihm einst so heiß Geliebten.

Plötzlich sprang sie von ihrem Sessel auf und eilte zu ihm.

Er ließ das Blatt fallen und schaute überrascht auf. Sie stand dicht vor ihm, das schöne Oval ihres Gesichtes ihm flehend halb, halb zürnend zugeneigt. Ihre blauen Augen leuchteten wie ihre Wangen.

„Warum kamen Sie nicht zu mir, als ich Sie rufen ließ?" fragte sie leise und mit unsicherer Stimme.

„Weil ich gute Gründe habe, Ihr Haus zu meiden — für alle Zeit,“ erwiederte der Professor kühl.

„Ist's möglich? Ist's möglich? Tragen Sie mir jene —“

„Ich bitte Sie,“ fiel er nachdrücklich ein, „uns diese häßlichen Rückerinnerungen zu ersparen. Davon kann nichts genommen werden, sehen wir zu, daß nichts Schlimmeres hinzukomme.“

Sie fuhr beleidigt auf. „Nennen Sie ein Wort der Reue sprechen oder ein Wort der Versöhnung Schlimmeres? Ach, ich habe diese Stunde herbeigesehnt, seit ich Sie wiedersah. Im Wachen und Träumen glaubte ich meinem Herzen Ruhe schaffen zu müssen —“

„In den Armen Ihres Gemahls,“ fiel er abermals mit verächtlichem Spott ein. „Und Sie thaten wohl daran.“

Ihr Antlitz erblaßte sichtlich. Sie streckte, von Leidenschaft und Unbefriedigung getrieben, ihm ihre beiden Hände entgegen.

„Richard! Richard! Können Sie glauben, daß je ein Augenblick kommen konnte, wo ich jene Zeit vergaß? Nie! Sie lebte ewig in mir fort, und von dem Augenblick an, da ich Sie wiedersah, Sie, der Sie zu meinen Füßen im Liebesrausch einst lagen und jetzt so abweisend — so —“ sie preßte ihre Hände vor ihr Gesicht.

Dann fuhr sie heftig auf. „Lügen Sie nicht! Sie haben mich nie geliebt! Diese Stunde beweist es!“

Er trat einige Schritte zurück und betrachtete ihre reizende Erscheinung mit bitterem Lächeln.

„Diese Stunde?“ fragte er endlich langsam, als müsse er zuerst sein Widerstreben niederkämpfen. „Diese Stunde, Frau v. Trefflingen, beweist nur Eines, daß Sie, wie damals irrig über meine Liebe, so heute irrig über mein Ehrgefühl denken. Damals,“ er drückte seine Hand gegen das schneller pochende Herz, „hätte ich die ganze Welt mit allem Glanz und Schimmer freudig hingegeben für ein einziges Weib — für Sie! Das ganze Dasein schien mir nur aus diesem einen Punkte hervorzuquellen. Ilse hieß mein Glaube an die Zukunft. Und so blieb es,“ setzte er schroff hinzu, „so blieb es, bis ich eines Tages in der Zeitung die Verlobungsanzeige des Fräulein v. Reitzenstein mit dem Gesandtschaftsattaché v. Trefflingen las — da allerdings,“ unterbrach er sich auflachend, „klappte diese schöne Coulissenwelt von ewiger Liebe und Treue mit einem häßlichen Krach zusammen.“

„Ich — ich — oh, ich wußte nicht, ob je —“ fiel sie stockend ein.

„Ob je soviel Luxus aus mir armem Philologen herauszupressen sei, wie Ihr Herz begehrte! Ja, das

sind allerdings Schicksalsfragen, Vertrauenssachen. Aber besser ist's vorsichtig handeln."

„Als ich den Schritt gethan," rief die Legationsräthin, immer mehr dem Reiz dieser Stunde, so wie ihrem inneren Drängen nachgebend, „da sah ich ein, was ich gethan, da ward mir die Liebe meines Gatten zum Abscheu."

„Die Welt nennt ihn einen braven Mann," fiel der Professor mißbilligend ein.

„Sprechen Sie nicht von ihm! Richard," sagte sie bittend, „es ist geschehen. Ich, ach hätte ich eine Ahnung gehabt von dem, was Sie sein würden —"

Er verneigte sich spöttisch. „So würden Sie doch vielleicht ein Loos auf meine Zukunft genommen haben. Nein, Frau v. Trefflingen," sagte er plötzlich sehr ernst, „das wäre das Letzte, das ich mir wünschte. Wie es gekommen ist mit uns Beiden, so ist es gut. Der Wahrheit die Ehre, — ohne diesen allerschwersten Schlag, der mich durch Wochen betäubte, wäre ich nie geworden, was ich heute bin und vielleicht noch sein werde. Nach Ihnen, das heißt, nach dem, was Ihr Geschlecht mir in Ihnen zugefügt, war mein Herz gefeiet gegen Frauenliebe. Ich suchte eine andere und fand sie. Die Wissenschaft ward meine Liebe. Ganz ausschließlich hing ich fortan an ihrem Busen. Und sie betrog mich

nicht. Sie heilte die tiefe Wunde, sie gab mir neue Lebenskraft. Sie befriedigte mich nicht nur, nein, sie zeigte mir immer neue verborgene Reize, die ich mit Aufbietung aller Schaffensfreudigkeit erringen mußte, aber auch erringen konnte. Die Wissenschaft spekulirt nicht, wie Sie es gethan, sie kokettirt nicht. Sie fordert gebieterisch und gewährt. Sehen Sie, Frau Legationsräthin," fuhr er milder fort, die zu Boden blickende, sonst so viel bewunderte Frau mit einem gewissen Mitgefühl betrachtend, „diese Erkenntniß verdanke ich ausschließlich Ihnen —"

„Richard!"

„Wären Sie mir treu geblieben, so würde ich es gemacht haben wie mein mir weit überlegener Studienfreund Franz v. Nixen: ich hätte die erste beste Gymnasiallehrerstelle angenommen, um das Weib meines Herzens heimführen zu können." Seine Stimme war immer weicher geworden. Ein tiefer Schmerz umflorte sie. „Was wäre ich dann geworden? Ein unbekannter Philologe — nun ja — aber sonst ein glücklicher Gatte und Vater." Er wandte sich ab. Sein Gefühl überwältigte ihn.

„Wenn Du so sprechen kannst," rief Ilse v. Trefflingen, von dem heimlichen Wohllaut dieser Worte hingerissen, „so liebst Du mich noch, so kannst Du noch

lieben. Ach Richard, Richard, was sträubst Du Dich? Was willst Du mir die Sehnsucht, die Reue so schwer machen?“ Sie eilte mit ausgebreiteten Armen an seine Brust und umfing ihn. „Fühlst Du denn nicht, daß ich Dich liebe? Daß die alte, süße Stimme in mir erwacht ist? Daß sie zu Dir spricht wie damals in der Rosenzeit unter jenem grünen Laubversteck? Wolle nur, und Du hast mich wieder! Ich liebe Dich jetzt mehr als damals! Was frage ich nach dem aufgezwungenen Gatten, nach der unersehnten Tochter, wenn Du mir von Neuem schenkst, was ich so lange, so schwer entbehrt!“

Ihre Berührung, der Duft ihres rauschenden Gewandes, der warme Athem, welcher seine Stirn umwehte, machte ihn flüchtig erzittern. Seine verlorene Jugend, sein einsames Alter standen plötzlich wie grinsende Gespenster vor ihm. Und sie, sie, die sich eben jetzt so liebeglühend an ihn schmiegte, sie ganz allein hatte beides, die verfehlte Jugend und das liebeleere Alter ihm geschaffen.

Es überdrang ihn der Grimm, der Zorn. Er schleuderte ihre umstrickenden Arme von sich.

Einen Moment stand sie wie erstarrt, als könne sie die ungeheure Demüthigung, die häßliche Niederlage, nicht fassen. Dann überlief ein nervöses Zucken

ihren ganzen Körper. Das leidenschaftliche Begehren in ihr wandelte sich plötzlich in niedrigen Haß, in Rachsucht und Schadenfreude.

„Gut, gut," flüsterte sie mit farblosen Lippen, ihre Hände ineinanderballend. „Jetzt weiß ich, woran ich bin, und die blöde Stimme, die nach Frieden und Versöhnung in mir drängte, wird schweigen. Aber was folgt, das weiß ich gleichfalls."

„Ich werde es erwarten und ertragen," sagte er ruhig und mit würdiger Haltung.

„Das soll mich freuen. Wir sind nun quitt, können uns ohne Befangenheit sehen und hören." Sie wandte sich um.

Einen Moment noch fiel das Licht von der Ampelkrone herab glitzernd auf ihr purpurnes Kleid, auf die sprühenden Sterne an Haupt und Brust. Dann fiel die Thür geräuschlos in's Schloß. Ilse v. Treffslingen war verschwunden.

Der Professor trat an's Fenster und sah zum sternklaren Himmel empor. So aller sittlichen Würde baar hatte er die einst Geliebte nicht geglaubt. Getrud's Bild stand jäh vor ihn hingezaubert. Ihr demüthiges Selbstbewußtsein däuchte ihm in seiner jetzigen Stimmung äußerst sympathisch.

Die Legationsräthin, welche im Salon die ge-

ladene Gesellschaft schon im Aufbruch fand, beeilte sich, das Haus zu verlassen, in welchem sie ein gutes Stück Frauenehre zurückgelassen.

Herr v. Trefflingen, an die launenhafte Stimmung seiner Gattin gewöhnt, machte während der Heimfahrt keinen Versuch, ihr Schweigen zu unterbrechen.

Sie begab sich sofort, ohne den Wunsch zu hegen und zu äußern, ihre zurückgebliebene Tochter zu begrüßen, in ihr blaues Cabinet.

„Wäre nur Carisius hier!“ murmelte sie, hastig auf- und niederschreitend. „Er ist der Einzige, der mir helfen könnte, mich an diesem Hochmuthsnarren zu rächen. Mich zu verschmähen! Wäre nur Carisius erst zurück!“

Der Legationsrath blickte durch den Vorhang. „Störe ich, liebe Ilse?“ fragte er bescheiden.

„Nein!“ sagte sie, mit Gewalt sich bezwingend. „Du störst mich überhaupt nie.“

Sofort faßte er nach ihrer Hand. „Ilse!“

„Also was bringst Du?“ fiel sie schnell ein.

„Graf Randowitz hält in diesem Brief um unsere Tochter Lucie an.“

„Endlich!“ rief Frau v. Trefflingen aufathmend.

„Ja — aber Ilse, die Person des Grafen —“ wagte er schüchtern zu Gunsten der Menschenrechte seines Kindes einzuwenden.

„Gieb sie ihm. Selbstverständlich haben wir alle Ursache, uns zu freuen. Ich begreife Dich nicht, Adolar!“

„Ist er nicht zu alt, zu abgelebt für sie?“

Frau v. Trefflingen warf einen bezeichnenden Blick auf ihren zu Boden sehenden Gemahl. Dann zuckte sie die Achseln. „Der Graf ist uns willkommen. Rufe Lucie, bitte, zu mir!“

Das junge Mädchen kam und ward von dem Geschehenen unterrichtet.

„Meinetwegen,“ sagte sie gleichmüthig. „Den ich gern gehabt hätte zum Mann, den kann ich nicht bekommen. Ein Graf ist ja auch ganz schön. Ist er sehr vermögend, Papa?“

Der Legationsrath sah seine Tochter betroffen an.

„Aber — liebst Du ihn denn?“

Die Legationsräthin fiel lächelnd ein „Gerade so viel und so wenig, wie die meisten jungen Mädchen lieben, wenn sie mit einem wohlsituirten Mann zum Altar gehen. Bitte, ohne Sentimentalität, lieber Adolar. Wir können ja sonst Lucie warten lassen, bis ein gewisser Referendar Regierungsrath geworden ist mit zwölfhundert Thalern Gehalt.“

Lucie erröthete und sah zu Boden.

Der Legationsrath sagte nach kurzer Pause: „Ich schreibe also in bejahendem Sinne?“

Die Legationsräthin nickte. „Wir erwarten ihn zu Tisch. Füge das bei.“

Und er fügte es bei.

Also erschien Graf Randowitz zur Visitenzeit im Salon und brachte bei dem Elternpaare seine Werbung noch einmal in Kürze vor.

Der Legationsrath sagte, daß er, der Graf, vorläufig wenigstens auf keine andere Mitgift zu rechnen habe, als die, welche der Himmel seiner Tochter so reich gegeben habe.

Graf Randowitz erwiederte lächelnd, er sehne sich nach einem Erben und hoffe, daß seine pekuniären und gesellschaftlichen Vorzüge den Mangel erster Jugend in Luciens Augen ausgleichen würden.

„Ich bitte Sie, lieber Graf,“ versetzte die Legationsräthin verbindlich, während ihr Gemahl sich erhob und das Zimmer verließ, um seine Tochter herbeizuholen, „meiner Lucie einen solideren Geschmack zuzutrauen, als die Brauseköpfigkeit gewisser jugendlicher Heißsporne.“

Er verneigte sich. „Meine Mutter, die bis jetzt meinem Hausstand auf Rittberg vorstand, hofft, daß sich auch meine zukünftige Gemahlin ihres ferneren Bleibens dort freuen werde. Die Umgegend ist einsam im Ganzen. Etliche bürgerliche Grundbesitzer, die nicht

zu rechnen sind, darunter zwei frisch geadelte. Unter solchen Umständen wird jedes Familienmitglied doppelt schätzenswerth."

„Zu wahr, lieber Graf. Meine Tochter ist an mütterliche Fürsorge zu sehr gewöhnt, um sie plötzlich zu vermissen."

Er verbeugte sich abermals. „Wenn ich zuletzt noch den Wunsch ausgesprochen habe, unsere Verbindung thunlichst beschleunigt zu sehen, so hätte ich in dieser Angelegenheit mein Herz völlig entlastet."

Die Legationsräthin reichte ihm mit bezauberndem Lächeln die Hand, welche er mit etwas gesuchter Umständlichkeit an seine Lippen drückte. Sie fand ihren zukünftigen Schwiegersohn, was das Aeußere anbetrifft, eher abstoßend als anziehend, und er nannte sie insgeheim eine kokette Sirene.

Hier erschien Herr v. Trefflingen mit seiner Tochter am Arm an der Schwelle des Salons. Sie sah in ihrem lichtblauen Cachemir-Kleid wie eine eben erblühte Rose aus. Das süße Gesichtchen mit den schimmernden Rehaugen, welche Rolph Lichtweg's Herz in Seligkeit und Qual versetzt, war etwas höher gefärbt von der Bedeutung des Augenblickes. Wohl spürte sie einen abschreckenden Schauer, als sie die Erscheinung ihres zukünftigen Gemahls auf sich zutreten sah, und sie

dachte an Rolph's hervorragend schöne Gestalt. Aber sie weidete ihre Eitelkeit zugleich an dem Bewußtsein, unter allen Gespielinnen Gräfin zu heißen.

Die Legationsräthin, ohne Bedauern oder Fürsorge zu empfinden, nur glücklich in dem Gedanken, die unbequeme erwachsene Tochter schnell an den Mann zu bringen, nahm Luciens Rechte und legte sie in die des Grafen.

„Möge diese Stunde eine glückbedeutende für uns Alle geworden sein," sagte sie mit nervösem Zucken um ihren reizenden Mund. „Die Eltern sind ja darauf angewiesen, in ihren Kindern glücklich zu werden."

Sie küßte ihre Tochter und bot dann dem Schwiegersohn die Stirn zum Kusse.

Hierauf und nachdem auch der Legationsrath stumm vor innerer Bewegung seine Hände hingestreckt hatte, verließ sie am Arm desselben den Salon.

Herr v. Trefflingen durchschritt sein Gemach in ruheloser Hast. Es kam ihm vor, als habe er sein einziges Kind geopfert. Und doch! Und doch! Als Lucie ihn gleichmüthig fragte: „Ich werde ihn doch wohl nehmen müssen, Papa? Ich habe ja keine Auswahl. Auf was soll ich Besseres warten?" Da fielen ihm seine derangirten Vermögensverhältnisse ein, die wie eine Lawine über ihm und seinem Hause zusammen-

stürzen mußten, und er nahm das schöne Haupt seines Kindes zwischen die zitternden Hände und brachte gepreßt die Worte vor: „Nimm ihn! Nimm ihn. Es ist das Beste, was Du thun kannst, was ich Dir rathen darf." Dabei war ein heißer Tropfen aus den Augen des unglücklichen Mannes auf die blühenden Wangen des jungen Mädchens gefallen.

Und jetzt, wo die Sache unwiederruflich entschieden war, jetzt wälzte er seine Gedankenlasten von Neuem hinter der gefurchten Stirn. Wenn Lucie auch dem Schiffbruch entzogen war, was wurde aus seiner Frau, deren Verschwendungssucht dieses drohende Elend herbeigerufen?

Drinnen im Salon saß der Graf neben seiner Braut.

Er war zwar schon mehr als zweckdienlich und lobenswerth in allen Genüssen des Lebens untergetaucht und etwas ramponirt aus diesem Bade wieder emporgestiegen, aber die reizvolle Anmuth seiner Verlobten goß abermals ein heftig flackerndes Feuer durch seine Adern.

Er verschwendete alle Zärtlichkeitsbeweise an ihr. Sein trübes Auge klärte sich, die kühlen Lippen wurden warm, und der in Beiden, Augen und Lippen, ausgeprägte Zug angeborener Brutalität verschwand darin.

Freilich von jener Springfluth kostbarer Juwelengeschenke, welche Lucie als selbstverständlich vorausgesetzt, war vorläufig nicht viel mehr zu sehen, als ein Halsband mit brillantenem Kreuz. Dem Grafen schien ein kleiner Beigeschmack von ausgeprägter Sparsamkeit anzuhaften. Wie dem auch sei, Lucie empfand doch ein inniges Behagen, sich beneidet zu wissen. Nur einmal, als sie auf einer Spazierfahrt dem Referendar Lichtweg begegneten, welcher sie einen Moment fixirte und dann förmlich grüßte, stieg ihr die Röthe der Verlegenheit in's Antlitz.

Ihre Schwiegermutter hatte Lucie noch nicht kennen gelernt. Die alte Gräfin war erkrankt, hatte jedoch ihr Erscheinen zur Hochzeitsfeier, welche von Seiten der Legationsräthin und des Bräutigams nach Kräften beschleunigt ward, in sichere Aussicht gestellt.

Da das Schloß Rittberg vollständig meublirt und mit allem Wirthschaftsgeräth, Silber und Wäsche überreich versehen war, brauchte Luciens Aussteuer zu deren größter Freude lediglich in einem Bazar von Toilettengegenständen zu bestehen.

Die Legationsräthin, fort und fort mit der Erinnerung an ihre demüthigende Niederlage vor Richard Lohmann beschäftigt, kaufte interesselos zusammen, was Luciens Eitelkeit verlangte. Kisten und Kasten voll der

abenteuerlichsten Modeartikel gingen nach Schloß Rittberg ab.

Endlich, Mitte Mai, sollte die Vermählung stattfinden. Wenige Tage zuvor überreichte der Diener Frau v. Trefflingen zwei Karten zur Besuchszeit.

Herr und Frau Carisius!

Die Legationsräthin winkte lebhaft, sie eintreten zu lassen. Gottlob, endlich fühlte sie eine gewisse Sicherheit in sich aufsteigen.

Das junge Ehepaar erschien.

Sie bewillkommte Annemarie freundlich genug, aber Carisius, als er sich über ihre Rechte neigte, drückte sie vielsagend herzlich die Hand.

Wir haben unseren Glückwunsch bisher nur telegraphisch ausdrücken können," sagte er, neben der Legationsräthin Platz nehmend.

„Und werden nun hoffentlich Trauzeugen sein?" fiel sie lächelnd ein.

„Wenn meine Frau sich wohl genug fühlt." Ein beobachtender Blick drang zu ihr hinüber. Seine Augen erinnerten an Schlangenaugen in ihrem seltsamen Ausdruck.

Annemarie, während dieser acht Wochen im Aeußeren sehr vortheilhaft gereift, richtete ihr feines, blasses Antlitz empor. „Ich hoffe, die Einladung annehmen zu können."

„Die Nerven meiner armen Frau sind durch den anhaltenden Wohnungswechsel etwas angegriffen worden," sagte Valer Carisius mit besorgtem Tone. „Auch ich bin dafür, daß sie Gelegenheit nimmt, sich zu zerstreuen. Wenn Sie also gestatten, werden wir erscheinen."

„Sie sind ja ein außerordentlich besorgter Ehemann geworden," scherzte die Legationsräthin nicht ohne Spott.

„Was thut man nicht, wenn man ein geliebtes Wesen leiden sieht," entgegnete er, Annemarie zunickend. „Ich glaube übrigens eher, bisweilen ein unbequemer Ehemann zu werden aus Besorgniß. Meinst Du nicht auch, Annemarie?"

„Du quälst Dich und mich dann eben grundlos," sagte sie flüchtig lächelnd, was ihren Zügen eher etwas Melancholisches als Heiteres verlieh. „Wenn ich wirklich krank wäre, könntest Du nicht mehr Aufhebens davon machen." Und zur Legationsräthin gewandt, die wie damals an jenem Ballabend mit gemischten Gefühlen die eigenartig liebliche Erscheinung der Millionärin betrachtete, fuhr sie lebhafter, vielleicht sogar mit einem Anflug von Ungeduld fort: „Mein Mann hört eigentlich nie auf, mich zu beobachten. Es ist nur nöthig, die Farbe zu wechseln, so geräth er in Unruhe."

„Aber, Kind, bist Du denn nicht ein zartes, über=

zartes, man kann sagen, ätherisches Wesen?“ sagte Valer Carisius, ihre Hand in die seine schließend.

„Sehen Sie, gnädige Frau, mir ist zuerst die schöne, aber zuweilen betrübende Aufgabe von der Vorsehung gestellt worden, diese nervöse Frau zu beobachten und zu pflegen, wie es bisher leider nicht geschah —“

„Aber ich bin ja gar nicht so nervös, wie Du glaubst,“ fiel Annemarie halb scherzend halb ernst ein. „Gerade diese ewige Besorgniß macht mich erregt.“

Valer Carisius seufzte leise. Dann wandte er sich mit einigen Fragen der schönen Wirthin völlig zu.

Als sie sich erhoben, half er seiner Gattin zuvorkommend den Sessel bei Seite schieben, was diese flüchtig abwehrte, fragte, ob ihr nicht zu heiß geworden sei in dem seidenen Umhang, und rieth ihr dringend an, eine leichtere Mantille von nun an anzulegen.

Die Legationsräthin war sprachlos vor Staunen über diese Wandlung eines so ganz nach der entgegengesetzten Seite veranlagten Mannes.

„Sie werden nächstens noch die Toilette Ihrer Frau beim Schneider bestellen,“ rief sie mit unverhohlener Ironie. „Meine liebe Frau Carisius, in diesem Falle wenden Sie sich an mich, Ihre Selbstständigkeit zu wahren!“

„Ich werde die Grenze sehr bald selbst ziehen

müssen," erwiederte Annemarie, abermals zwischen Scherz und Ernst schwankend.

Er lachte, küßte die Hand der Legationsräthin und empfahl sich.

„Du machst uns wirklich lächerlich," sagte sie tadelnd, als er sie in den Wagen hob.

„Dein Wohl steht mir immer höher als die Ansichten aller Menschen," sagte er, ihren Sonnenschirm aufspannend. „Wir wollen doch sehr aufpassen, ob der Druck in den Schläfen sich heute wiederholen wird."

„Nach einer Fahrt in der Mittagssonne sehr wahrscheinlich."

Er räusperte sich und drückte ihre Hand zärtlich. —

Der Hochzeitstag Luciens war herbeigekommen.

Der Maihimmel leuchtete in warmer Pracht. Einzelne durchsichtige weiße Wölkchen flogen zerfließend darüber hin. Zwar merkte man in den Straßen der Residenz nichts von all' dem Sprossen und Werden in der lenzessonnigen Natur, — nur abgepflückte, auf Draht gebundene Blumen, die Schatten ihrer Gespielen an Schaft und Strauch, lagen in unzähliger Menge auf den Tischen des Hochzeitshauses. Sie strömten wahrhaft betäubende Düfte aus, trotz der geöffneten Fenster, diese Orchideen und Orangeblüthen, Rosen und Fliederblüthen.

Am Morgen wurde die alte Gräfin erwartet. Sie hatte den Wunsch ausgesprochen, von ihrem Sohn allein von dem Bahnhof abgeholt und in das Hotel geleitet zu werden, da sie noch immer der Schonung bedürfe. Demnächst sollte derselbe sie seiner neuen Familie zuführen. Darauf wartete die legationsräthliche Familie von Minute zu Minute.

Das Frühstück stand fertig servirt.

Lucie hatte von ihrer Mutter statt aller Ermahnungen nur die Frage vorgelegt erhalten: „Du wirst hoffentlich wissen, wie man sich in das Herz einer alten, grillenhaften Frau hineinschmeichelt?“ Die schöne Braut hatte dazu gelacht.

Die Legationsräthin war hierauf zu ihrem Gemahl gegangen und sagte äußerst verdrießlich: „Ich muß mich wahrhaftig dieses alten Störenfriedes halber zwei Stunden zu früh anziehen. Man kann sie nachher doch nicht allein sitzen lassen. Lucie schicke ich später einfach fort, Toilette zu machen.“

„Wir hätten Verwahrung dagegen einlegen sollen,“ erwiederte der Legationsrath, seinerseits auch bereits in Frack und weißer Binde, „daß die Mutter, wenigstens nicht sogleich, unserem Kinde die Ehe erschwert.“

Frau v. Trefflingen lachte. „Sehr gut! Damit der Graf, der in seine Mutter wahrhaft verliebt scheint,

gleich links um Marsch machte! Laß sie sich nur durchbeißen."

Lucie stürzte in's Zimmer. „Mama, Papa, der Wagen ist vorgefahren!"

Der Legationsrath eilte augenblicklich die Treppe hinunter.

Droben standen Mutter und Tochter am Treppenabsatz.

„Sobald sie erscheint, gehst Du ihr bis zum nächsten Absatz entgegen, küßt ihre Hand und steigst dann hinter ihr am Arm Deines Bräutigams empor."

„Ach, das hätte ich auch so gewußt," gab Lucie etwas naseweis zurück.

Jetzt wurden Stimmen unten im Gange laut. Die etwas fette Stimme des Grafen, die gedämpfte des Legationsrathes und eine dritte tiefe, die männlichst klingende von allen Dreien.

Herr v. Trefflingen warf seiner Gattin einen vielsagenden Blick zu, dessen ungeachtet auf deren schönen Zügen das verbindlichste Lächeln festgezaubert liegen blieb. Lucie aber fuhr zusammen. Sie war aufrichtig erschrocken.

Ein altes Ahnenbild, aus seinem Rahmen geschnitten und auf die Füße gestellt, stand vor ihr.

Steif, hochgewachsen und von kerzengerader Haltung, mager und stark knochig, trug die alte Gräfin ein langes,

altmodisches schwarzes Sammetkleid, dessen verjährter Schnitt die Aehnlichkeit mit einem Ahnenbilde nur vermehrte. Ihr hartes Antlitz mit den deutlichen Bartspuren über den Lippen, den dunklen über der Nase fast zusammengewachsenen Brauen, verlieh ihr jene Herbe des Ausdrucks, welche schon die Stimme kennzeichnete. Ihr graues Haupthaar lag zurückgestrichen, hinten in einen Knoten aufgesteckt, — ein schwarzes Spitzentuch, mit zwei Brillantsternen befestigt, verdeckte es zur Hälfte. Auf der hageren Brust schimmerte ein sehr altes Schmuckstück an langer Kette.

Die erste mütterliche Regung in Frau v. Trefflingens Brust, als sie ihre Tochter die Stufen hinabeilen sah, ihrer zukünftigen Schwiegermutter entgegen, war: „Gott sei Dank, daß ich mit dieser Mumie nichts zu schaffen haben werde.“

Lucie stand wie eine Elfe vor der alten Gräfin, die sie mit ihren schwarzen Augen eingehend musterte.

„Ich bin so glücklich,“ wisperte sie mit vor Erregung zitternder Stimme, „Sie am heutigen Tage begrüßen zu dürfen.“

Die Gräfin erwiederte den Handkuß, indem sie Lucie auf die Stirn küßte. „Freut mich auch. War schon lange neugierig, zu sehen, wie mein Sohn sich die Zukunft gedacht hat.“

„Allerliebst, wie Du jetzt siehst," sagte der Graf schmunzelnd, Lucie umfangend.

„Ja wohl," erwiederte die Gräfin. „Sehr niedlich. Und hoffentlich auch tüchtig und verständig!"

Lucie lächelte verschämt, was ihren Verlobten mit Entzücken erfüllte.

„Unser Kind," fiel der Legationsrath mit seiner bedeckten Stimme, sehr zum Verdruß seiner Gattin, ein, „ist bis dahin der Sonnenschein unseres Hauses gewesen. Jetzt, wo wir trauernden Herzens sie von uns lassen, bleibt es unser Trost, daß sie einer neuen Familie das sein wird, was sie uns war."

Er legte den hageren Arm um seine Tochter und zog sie an sein Herz. Sie that ihm in diesem Augenblick unsäglich leid.

„Das ist Ihre Frau?" fragte die alte Gräfin, das Gespräch abbrechend und die letzten Stufen emporsteigend.

„Willkommen!" rief die Legationsräthin mit ihrer hellen, süßen Stimme, beide Hände ausstreckend. „Wir Mütter dieses glücklichen Paares sind ja Eins in unserer Freude! Eins auch in unserer Fürsorge — ganz Eins, meine theuerste Gräfin!"

„Ja wohl! Ganz Eins!"

Die Legationsräthin stand in ihrem pfirsichfarbenen

Damastgewand, das schöne Haupt mit einem graziösen Federtuff geschmückt, wie ein Maientag neben dem grämlichen wandelnden Ahnenbilde.

Die alte Gräfin schien diese Uebereinstimmung nach Gebühr zu würdigen. Sie lächelte die gewandte Lügnerin sehr sauer und etwas von oben herab an. Beide mißfielen sich gründlich.

Nichtsdestoweniger fuhr Frau v. Trefflingen in ihrer Eigenschaft als Hausfrau und Brautmutter fort, ihre ganze virtuose Liebenswürdigkeit aufzubieten, das Frühstücksmahl zu einem erträglichen zu gestalten, — immer von dem Wunsche beseelt: „Wenn ich die ganze Gesellschaft nur erst aus dem Hause hätte.“

Der Moment kam näher.

Lucie zog sich zurück, ihren Hochzeitsstaat anzulegen.

Als die letzte Nadel des Spitzenschleiers von ihrer Mutter und der Jungfer befestigt worden war, trat plötzlich der Legationsrath in das Ankleidegemach.

„Ich bitte Dich, Adolar!“ rief ihm seine Gattin entgegen. Und an seine Seite eilend, flüsterte sie scharf: „Hast Du die Alte etwa drinnen allein sitzen lassen?“

„Ja! Geh' Du zu ihr! Ilse,“ — er flüsterte jetzt auch und seine tiefliegenden Augen waren seltsam umflort — „Ilse, jammert Dich Dein Kind nicht?“

„Ich glaube gar!“ rief die Legationsräthin spöttisch. Ihr eigener Hochzeitstag war auch nicht viel anders gewesen, und sie hatte doch ein recht vergnügtes Leben hinter sich gebracht — bis auf etliche fade Anwandlungen. „Das ist der rechte Ton, um Allen das Bischen gute Laune zu versäuern. Da sieh! Meinst Du nicht, daß Lucie sich freut?“

Er sah zu der liebreizenden Braut hinüber, die den Schnitt ihrer Schleppe entzückt betrachtete, und nickte trübe.

„Nein, so lange kann die Alte wirklich nicht allein bleiben. Ich gehe. Du mußt die Braut ja so wie so hereinführen,“ flüsterte Frau v. Trefflingen eifrig und rauschte davon. Auch die Jungfer hatte das Zimmer verlassen.

Der Legationsrath ging auf seine Tochter zu. Er wollte sprechen. Mehrmals setzte er dazu an, aber immer mußte er sich räuspern und schien dann das Wort vergessen zu haben.

Endlich wollte er sie an sich ziehen, aber Lucie rief lächelnd abwehrend:

„Nicht meinen Schleier zerdrücken, Papa! Er liegt so schön in Falten.“

Da faßte er nur nach ihrer Hand.

„Lucie, so lange ich lebe —“ Er mußte sich

wieder räuspern. „Kind —“ Er stieß die Worte hastig hervor — „daß ich Dir anders hätte rathen können! Komm!“ Er biß sich auf die Lippen. „Komm! Es muß sein!“

Als er mit ihr im Salon erschien, fuhren die Wagen bereits vor das Haus.

„Lieber Graf — machen Sie meine Tochter glücklich,“ bat er, das junge Weib dem alternden Lebemann gleichsam ausliefernd.

„Liebes Herzchen!“ rief die Legationsräthin, Lucie sehr vorsichtig küssend, um den Schleier nicht zu berühren. „Du wirst glücklich sein!“

Die alte Gräfin nickte sehr steif. „Das hoffe ich auch. Es liegt wenigstens kein Grund für Euch Beide vor, es nicht zu werden.“

Danach befestigte sie ein Armband um das Handgelenk der Braut, was diese außerordentlich erfreute.

Nun verschwanden alle Drei.

Das Brautpaar blieb allein zurück.

Der Graf umarmte Lucie leidenschaftlich.

„Mein Schleier!“ rief sie ängstlich.

„Ach was, Schleier! Ich sah nie ein so süßes Geschöpfchen wie Dich! Was hast Du denn mit dem Spitzenlappen? Laß doch!“ Er preßte sie noch einmal

an sich und flüsterte ihr funkelnden Blickes zu: „Der hat seine Rolle bald ausgespielt. Ich wünschte, wir hätten die kirchliche Komödie erst hinter uns! — Was wollen Sie?“ wandte er sich nicht gerade sehr zart der eintretenden Jungfer zu.

„Die gnädige Frau hat mir befohlen, dem gnädigen Fräulein die Schleppe bis in den Wagen zu tragen.“

„Dann los! Komm, mein süßes Täubchen! Mein Schwan!“ Er reichte ihr den Arm, in welchen sie, sehr überrascht von dieser letzten Scene, den ihren legte, und führte sie aus dem elterlichen Hause.

Es stieg ein Gefühl in Lucie auf gegen Bräutigam und Schwiegermutter, das dem der Furcht sehr ähnlich sah. Vorläufig hielt es nur einen kurzen Moment an. Die Freude an dem äußeren Prunk dieses Tages gewann sehr schnell von Neuem die Oberhand im Herzen der schönen Braut.

Beim Eintritt in die Kirche glaubte sie flüchtig Rolph's Antlitz hinter einem Pfeiler bemerkt zu haben. Es machte aber weiter keinen Eindruck auf sie. Die Sache war eben abgethan.

Am Abend nach dem opulenten Hochzeitsdiner trat sie mit ihrem nunmehrigen Gatten und Gebieter sofort die Fahrt nach Schloß Rittberg an.

Eine von ihr heißersehnte Hochzeitsreise war dem Grafen zu unbequem und seiner Mutter zu kostspielig gewesen.

Siebentes Kapitel.

Auf den blühenden Lenz folgte der heiße Sommer nur zu schnell. Die Natur verschwendete ihre ganze Kraft und Sonnenfülle, um ein Uebermaß von Gluth und Glanz, Farbenpracht und Wohlgerüchen zu erzeugen.

In den Straßen der Hauptstadt ward die Hitze unerträglich. Kühlung brachten selbst die Nächte nicht. Während dieser Stunden hauchten die Mauern ihre Wärme aus, welche sie am Tage empfangen hatten. Das Asphaltpflaster brannte fast unter den Sohlen. Alle Wege stäubten. Die Droschkenpferde glänzten schweißbedeckt, und schweißtriefend eilten auch die Menschen an einander vorüber, ihr Tagewerk zu vollenden. Ueberall geschlossene Jalousien, verhangene Scheiben. Nur Abends erwacht das Leben, nimmt die Hauptstadt wieder ihren eigentlichen Charakter zurück. Da winken die öffentlichen Lokale mit ihren Diminutivbegriffen von freiem Platz und frischer Luft, bis zum letzten Sitze schnell überfüllt. Da locken zauberisch erhellte Theatergärten, in denen die gute und schlechte Gesellschaft gemeinsam Erholung sucht.

Wer dieser Erholung auch am Tage bedarf, der geht in den Thiergarten, dessen weite tiefschattige Wege angenehme Kühlung spenden, der setzt sich nieder zwischen das flüsternde Buschwerk und sieht dem glitzernden Spiel der Weiher zu, wenn die rudernden Schwäne lange Silberketten über das Wasser ziehen. Er athmet den feuchten Duft des tropfenden Mooses und bethauten Grases und träumt sich vielleicht eine Stunde lang fort aus dem rollenden, hastenden, glühenden, lärmenden Berlin.

Dennoch, wer irgend die Mittel hierzu besitzt, sucht seine Erfrischung für Wochen wenigstens außerhalb des großstädtischen Bezirkes.

Auch Valer Carisius und Annemarie gehörten zu diesen Bevorzugten. Die junge Frau hatte bei dieser Gelegenheit endlich ihren Herzenswunsch erfüllen und ihre Heimath in Oberschlesien aufsuchen dürfen.

Der letzte Augusttag ging zu Ende, als sie mit ihrem Gatten von ihrer Reise nach der hohen Tatra zurückkehrend den Abstecher nach dem Grubenwerke ihres Vaters unternahm.

Noch breitete die Sonne ihr letztes Licht über das reizlose Stück Erde hin, welches so große unterirdische Schätze barg, als Annemarie vor dem Hause stand, darin sie geboren war und die höchste Liebe des Lebens unbewußt verlor.

Sie wollte sprechen, aber ihr Herz war übervoll. Sie hörte nicht den warmen Gruß des Mannes, welcher durch so viele Jahre ihren Besitz redlich verwaltet und gefördert, sie sah nicht die neugierigen Blicke der Umstehenden, welche ihre junge Herrin beifällig musterten, — sie sah auch nicht ihres Gatten besorgte Miene, die jedes Merkmal ihrer wortlosen Erregung gespannt verfolgte — sie sah nur starr auf die Schwelle nieder, über welche einst zwei Särge hinweggetragen wurden, in welchen Alles ruhte, was sie Theueres besaß.

„Meine arme Annemarie!" sagte Valer Carisius. „Herr Director," wandte er sich an diesen, welcher voll Mitgefühl und Theilnahme auf die bleiche, zarte Frau schaute, „lassen Sie die Leute bei Seite treten. Dieses Anstarren erhöht solche Nervenzufälle stets."

„Ja, die Erinnerung ist ein mächtiges Ding, Herr Carisius," sagte Paul Garnig leise, indem er sich zugleich anschickte, dem Wunsche nachzukommen.

Annemarie merkte nichts hievon. Sie stand noch immer mit gefalteten Händen und blickte die Schwelle ihres elterlichen Hauses an. Der unselige Tag stand plötzlich vor ihren Geistesaugen, wo auch sie jene Schwelle verlassen, um draußen unter fremden lieblosen Leuten so unglücklich zu werden. Warum war sie damals nicht in ihrem stillen Vaterhause geblieben?

Und als ob sie das Verhängniß jetzt noch hindern könne, als ob sie sich selbst in dem kleinen, unwissenden Dinge beschützen könne, welches sie im Geiste hinter jener Schwelle im Halbdunkel des Hausflures auftauchen sah, öffnete Annemarie ihre Lippen unwillkürlich zu einem abwehrenden Ruf.

Valer warf dem Direktor einen sprechenden Blick zu, welchen dieser dadurch erwiederte, daß er sich der jungen Frau näherte.

„Wollen Sie nicht Ihr Eigenthum betreten?"

Sie schreckte auf und lächelte ihn traurig an. „Verzeihen Sie! Aber was spricht nicht alles an dieser Stelle zu mir!"

„Jetzt sind Sie ja wieder glücklich, gnädige Frau," sagte er freundlich beistimmend, „denn Sie haben das Verlorene wiedergefunden."

Sie sah sich hastig nach ihrem Gatten um. Er stand dicht hinter ihr und legte den Arm um ihre Schulter.

„Ich bin unschuldig an diesem Vorfall, Du selbst hast ihn heraufbeschworen. Ich habe mich vergebens widersetzt und widersetze mich auch jetzt noch jedem ferneren Aufenthalt hier, der nur schädlich auf Dich einwirken kann, meine theure Annemarie. Aber die Liebe in mir giebt und gab ja stets nach."

Sie schüttelte das Haupt. „Ich müßte ja jeden Gefühls baar sein, wollte ich hier ungerührt eintreten, wo ich beide Eltern verlor. Morgen früh werde ich ihre Gräber aufsuchen, nach denen ich mich so lange inmitten aller zerstreuenden Genüsse heiß gesehnt habe."

„Wenn ich dabei Ihnen als Führer dienen darf, gnädige Frau —" sagte Direktor Garnig warm, von der anspruchslosen Natürlichkeit der jungen Frau immer sympathischer berührt.

„Gewiß, gern! Und nun, nun wollen wir ins Haus gehen."

An Valer's Arm schritt sie über die Steinstufen hinweg in den Hausflur hinein.

Das stattliche Gebäude, welches Friedrich Golz damals für sich und sein erstes Weib errichtet, trug alle Merkmale eines nahezu unbewohnten Zustandes. Das hohe Erdgeschoß abgerechnet, welches Direktor Garnig mit seiner Junggesellenwirthschaft wenig ausnützte, waren alle Räumlichkeiten der oberen Etage seit nunmehr neunzehn Jahren lediglich auf Auslüften und Ausstauben angewiesen gewesen. Daher wehte durch dieselben trotz aller geöffneten Fenster jene unbehagliche Luft, die mit ihrem dumpfen Anhauch an Gruftgewölbe zu erinnern pflegt.

Auch die damals mit so viel Freude für das

Grubenveilchen beschaffte innere Einrichtung, welche Friedrich Golz, der schlichtgewöhnte Mann, selbst angestaunt wie Elfentand, stand und hing sonnenverblaßt, hin und wieder von Motten angefressen, an Wand und Thüren. Das blumige Eckzimmer, darin Grubenveilchen die kurze Zeit ihres Glückes gewohnt, war am frischesten erhalten.

Abermals wie festgezaubert stand Annemarie vor dem Nähtisch ihrer Mutter, auf welchem noch deren letzte Handarbeit, ein unvollendetes Kinderhäubchen, lag. Ein Häubchen für sie selbst.

Hier waren die Füße ihrer Eltern gewandelt, hier hatte ihre Mutter in stiller Stunde hoffnungsreich gesessen, hier hatte ihr Gatte sie umarmt und geküßt.

Annemarie glaubte zu träumen, so lebhaft arbeiteten Phantasie und Schmerz in ihr. Sie konnte es nicht fassen, daß all' diese heiligen Stätten jetzt ihr ausschließliches Eigenthum waren. Oh, warum hatte sie sich bisher so gewaltsam zurückhalten lassen! Sie glaubte alle Die plötzlich zu hassen, welche sich ihren Wünschen aus irgend welchen Gründen selbstisch widersetzt. Sie blickte sich scheu nach ihrem Gatten um. Er war verschwunden. Da ging sie hastig, wie auf dem Wege des Verbrechens, nach der gegenüberliegenden Thür und öffnete dieselbe.

Schwankend hielt sie sich an dem Thürpfosten aufrecht. Da standen die Betten ihrer Eltern und daneben eine weißumhüllte Wiege —

Heißes Schluchzen drang von Annemaries Lippen. Sie stürzte vorwärts. Vorwärts und auf die Kniee vor ihrer eigenen ersten Ruhestätte, das Antlitz in beide Hände gepreßt.

Und heißer und heißer strömten die Thränen zwischen den zitternden Fingern hervor. Die ganze Tiefe ihres Herzens öffnete sich und enthüllte dessen trauerndes Sehnen. Die Vollkraft ihres leidenschaftlichen Empfindungsvermögens brach zu Tage vor diesen Trümmern ihres hintergangenen Jugendglückes. Sie beweinte nicht nur die Vergangenheit, nein, auch die Gegenwart. Ihr Hoffen hatte sie betrogen. Die Liebe zu ihrem Gatten war nicht erwacht. Sie wollte nicht lebendig werden trotz aller seiner Fürsorge und Zärtlichkeit. Warum nicht? Ach, sie wußte es nicht und zürnte mit sich. Sie wollte ja so gern aus vollster Seele lieben.

Der Abendwind strich zu den geöffneten Scheiben hinein bis über Annemarie's gesenktes Haupt. Es war, als ob eine lindernde Hand ihr Haar streichelnd berührte. So lebendig war diese Einbildung, daß sie aufschaute.

Das Zimmer war leer und halbdunkel, aber an der zurückgeschlagenen Thür sah sie im angrenzenden Gemach ihren Gatten mit gekreuzten Armen stehen und zu sich hinüberschauen.

Ein Schauer durchfuhr sie. Sie erschrak. „Du hier?“ fragte sie jäh.

„Glaubtest Du, ich könne Dich allein lassen in Deinem Schmerz und Deiner vernunftwidrigen Erregung?“ fragte er langsam dagegen. „Dich nicht zu stören, verhielt ich mich so ruhig.“

Sie sprang reumüthig empor und eilte auf ihn zu. „Vergieb! Mir ist so weh um's Herz.“

Er umfing sie. „Wir können hier unmöglich lange bleiben. Du tödtest Dich mit Deinen Exaltationen.“

„Doch ist mir wohl hier!“ flüsterte sie leise.

„Du glühst.“ Er küßte ihre Wange. „Mich vergißt Du ganz.“

Sie blickte demüthig zu ihm auf. „Vergieb! Meine Gedanken waren so verwirrt.“

Er nickte mitleidig. „Wir schlafen in Euerm früheren Eßzimmer, der sogenannte Salon ist zum Speisezimmer umgewandelt.“

Ich wünschte, wir schliefen hier, hier in diesen Betten meiner Eltern!“

„Wir wollen den Direktor nun nicht länger warten lassen, geliebte Annemarie,“ entschied er kurz, ihren Arm nehmend, um sie zu Tisch zu führen.

Während der Mahlzeit entwickelte sich zwischen beiden Herren ein sehr lebhaftes Gespräch über den Bergbau und seinen Betrieb, über die gährenden Elemente unter den niederen Arbeiterklassen und deren bedrohliche Konsequenzen für die Grubenbesitzer selbst wie für die Konsumenten, also für den ganzen Staat. Und wie damals bei seiner ersten Bekanntschaft mit Valer Carisius, vor dessen Verlobung mit Annemarie Golz, gewann Paul Garnig die Ueberzeugung, einem eminent veranlagten Manne gegenüber zu sitzen, der jede ihm anscheinend ganz fern liegende Sache mit klarster Einsicht zu durchdringen und deren praktische Seiten sofort bloß zu legen vermochte.

Besonders interessant wirkte Valer's Unterhaltungsgabe durch die Unveränderlichkeit seiner Gesichtsmuskeln. Absichtlich oder unabsichtlich hielt er dieselben unter so scharfer Kontrole, daß eine sichtbare Erregung derselben niemals stattfand. Das Einzige, was in diesem scharfen, blassen und leidenschaftslosen Antlitz sprach, waren seine Augen. Jetzt, wo er die Gefahr einer sich überall bemerklich machenden Gährung und Unzufriedenheit schilderte und die Hoffnung des Direktors widerlegte, die ersten

Anzeichen erfolglos im Sande verlaufen zu sehen, ohne irgend welche Krisis herbeigeführt zu haben, funkelten Valer's Augen in unheimlich scharfem Glanze.

„Wir sind es selber," sagte er finster, „wir, die Besitzer und der Staat, welche das soziale Lümmelthum groß ziehen mit unserer Rücksichtsnahme und dem Gebrauch, diese Hallunken mit Glacéhandschuhen anzufassen."

„Einige Aufbesserungen werden unvermeidlich und gerecht sein," entgegnete Garnig ruhig. „Sie müssen in fernerer oder kürzerer Zeit, in dieser oder jener Form, an uns herantreten. Der intelligentere Westen wird vorangehen und der etwas schwerfälligere Osten wird folgen."

„Das wird er, der eine wie der andere. Aber dann wäre es an der Zeit, daß diese ewig gierende Gesellschaft, diese unruhige Canaille, eine eiserne Hand zu fühlen bekäme. Ob von solcher Bande ein Dutzend mehr oder weniger vorhanden ist, — was macht's! Wer Herr ist, der soll's zeigen, so lange er die Macht hat. Was mich anbelangt, so trage ich kein Bedenken, das zuvor zu thun, was diese Schreier sämmtlich uns dereinst zugedacht haben. Bleiben Sie mir fort mit dem ganzen Humanitätsschwindel. Ich kenne diese Sorte. Mein Grundsatz ist: wer sich in seinem Dienst-

verhältniß aufreizen läßt und wer da reizt, für den haben wir Zuchthäuser genug und — vielleicht auch noch etwas Pulver."

Der Direktor wandte sich, um sein Glas zu füllen. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er einen jungen Arbeiter, der auf der Schwelle stand.

„Was wollen Sie?" fragte er hastig, indem er sich erhob.

„Ich bin hierher geschickt worden, um anzufragen, ob —"

„Es ist gut, ich komme. Sie verzeihen, gnädige Frau! Weßhalb warteten Sie nicht draußen? Weßhalb gerade hier? Nun, was giebt's?"

Auch Valer Carisius drehte flüchtig den Kopf, den jungen Burschen zu mustern.

Dieser hatte seinen Auftrag schnell ausgerichtet und die Antwort darauf erhalten. Er wandte sich zum Gehen.

„Gute Nacht!" Im Verschwinden aber ließ er sein Augenpaar einen Moment mit seltsamem Ausdruck auf Carisius' Antlitz ruhen.

„Unverschämter Lümmel!" sagte Valer aufstehend. „Es ist spät geworden. Du siehst geisterhaft aus, meine geliebte Annemarie. Ruhe ist Dir nöthig. Glaubst Du, daß wir nicht bemerkt haben, wie Du fast die

ganze Zeit wortlos vor Dich hinstarrtest?“ Er ging zärtlich auf sie zu und umfaßte ihre Schulter, halb ernst, halb scherzend. „Sind Deine Gedanken jetzt nicht mehr verwirrt wie vorhin? Kannst Du begreifen, daß Du dringend der Ruhe bedarfst? Nicht? Oh, sagen Sie selbst, Herr Direktor!“

„Ich glaube auch, gnädige Frau, es wäre Zeit für Ihre Nachtruhe. Die weite und heiße Reise —“

Annemarie stand auf. „Sie mögen Beide Recht haben. Aber immer, wenn mein Herz bewegt ist, vergesse ich mich vollkommen.“

Sie reichte Garnig die Hand. „Auf Wiedersehen morgen!“

„Schlafen Sie wohl, gnädige Frau!“ Er verneigte sich gegen das Paar und verließ den Salon.

Valer trat ihr voran in's Schlafgemach, sorgsam die Fenster schließend.

„Laß den einen Vorhang aufgezogen,“ bat sie. „Warum mühst Du Dich selber? Laß doch mich —“

„Ist Dir meine Liebe schon wieder lästig?“ fragte er vorwurfsvoll.

„Sie bedrückt mich zuweilen,“ sagte sie mit schlichter Offenherzigkeit, „als ob ich sie nicht verdiente.“

„Närrchen!“

Das Licht erlosch. Es ward dunkel in dem Gemach.

Die gleichmäßigen Athemzüge ihres Gatten verriethen bald seinen Schlaf. Annemaries Nerven aber waren zu erregt, um sogleich Ruhe zu finden. Ihr Blut, von dem heftigen Thränenerguß in Wallung versetzt, pochte noch laut in Haupt und Herzen. Es war dieser Fall nichts Seltenes. Annemaries nächtliche Ruhe war, wie bei allen nervös Veranlagten ihrer Art, stets ein unterbrochener, leichter, oft durch lebhafte Traumbilder noch beunruhigter Schlaf. Häufig fand sich auch bei ihr statt des wirklichen Schlummers jener halbwache, halbschlafende Zustand ein, in welchem die Stunden dahineilen wie auf Flügeln. Auch heute verwob sich allmählig die bewußte Erinnerungskraft in ihr mit dem phantastischen Spiel der Träume zu jenem hindämmernden Halbschlaf. Annemarie wanderte im Geist abermals durch alle Räume ihres Elternhauses. Immerfort machte sie die Runde von einem Gemach zum anderen, bis ihre Füße müde wurden. Da stand sie neben dem Bett ihrer Mutter still. Die Nacht draußen war mondhellt, und hell wie Tageslicht fast schienen die Mondstrahlen auch zu jenem Lager hinüber. Thränen, welche ihr eigenes Antlitz überströmten, sanken auf die Kissen nieder und funkelten im Mondschein wie Silbertropfen. Plötzlich war es ihr, als vernehme sie ein leises Rauschen. Die Buchenzweige der Oberförsterei schauten

durch die geöffneten Scheiben hinein und flüsterten geheimnißvoll warnend. Sie wandte sich um. Ihr Gatte kam langsam hinter ihrem Rücken näher. Er ging nicht, er schlich, so leise und vorsichtig, als schwebe er oder würde auf dem Fußboden hingezogen, wie sie kürzlich einen bösen Geist im Theater hatte erscheinen sehen. Die Buchenzweige rauschten immer lauter, daß es zuletzt klang, als ob Menschenhände in einander schlügen. Annemaries Herz fing heftig an zu pochen. Eine athemraubende Angst überdrang sie beim Anblick ihres lächelnden Gatten. Er hielt eine große schwarze Decke, wie ein Leichentuch anzusehen, in der Hand. Je näher er ihr kam, desto freundlicher schaute er sie an und desto weiter breitete sich das Tuch auseinander über ihrem Haupte. Jetzt ließ er es langsam niedersinken. Annemarie spannte alle Kräfte an, sie wollte fliehen. Umsonst, ihre Glieder waren wie gelähmt. Angstschweiß brach aus allen Poren hervor. Sie fühlte, wie die Luft ihr allgemach zu mangeln begann. Die Todesangst des Erstickens trat ihr näher und näher. Jetzt schrie sie gellend auf. „Mutter!“

War sie völlig erwacht von ihrem eigenen Schrei? Sie wußte es nicht. Aber sie glaubte es. Ein zwingendes Gefühl erfaßte sie plötzlich, als stehe Jemand neben ihrem Lager und beuge sich über sie, über ihr

glühendes Haupt. Und nun berührte ein leiser, kühler Anhauch die fiebernde Stirn, ein Geisterhauch. Und ein leichter Schatten bewegte sich.

Jetzt fuhr sie völlig erwacht empor. Alle Adern schlugen laut in ihr. Sie war wie in Schweiß gebadet. Ihr Herz pochte zum Zerspringen. Sie griff nach dem Licht und wollte es entzünden. Der blasse, schemenhafte Glanz des Mondes, welcher gerade auf ihr Bett fiel, erfüllte sie mit Gespensterfurcht. Da fühlte sie ihre Hand gefaßt, und das Antlitz ihres Gatten schaute sie in nächster Nähe an.

Mit einem zitternden Angstruf vor Dem, welchen sie im Traume soeben ihren Mörder genannt, sprang Annemarie auf die Erde und eilte nach der Thür.

In demselben Augenblick zog Valer Carisius die Glocke, welche alsbald laut widerhallte in der nächtlichen Stille des ganzen Hauses. Dann warf er hastig seine Kleider über, ohne sich der allmählig zur Besinnung kommenden Frau zu nähern.

Das Mädchen erschien zuerst. Wenige Sekunden später wurde die ängstliche Stimme des Direktors im Flure laut.

Annemarie, auf's Aeußerste verwirrt und tief beschämt von diesem Ausgang, lehnte noch leise zitternd an der Thür, als diese hastig geöffnet ward und die Jungfer hereintrat.

In ihrem langen weißen Nachtgewand, mit den halbgelösten goldbraunen Haarflechten, sah Annemarie selbst einem Geiste ähnlich. Sie wehrte, ärgerlich über diese verkehrte Handlungsweise ihres Gatten, jede Berührung des Mädchens von sich ab.

„Zum Arzt, Herr Direktor!“ hörte sie Valer's Stimme auf dem Gange.

„Nein!“ rief sie hastig dagegen. Aber da fiel schon drunten die Hausthür in's Schloß. Der Bote war fort.

Valer trat wieder ein. Sie eilte ihm entgegen. „Ich bitte Dich, Valer! Um Alles in der Welt bitte ich Dich, wie konntest Du so vorschnell handeln! Ein böser Traum —“

Er umfing sie liebevoll. „Böser Traum? Kannst Du mich jetzt wieder ansehen, ohne die Besinnung zu verlieren? Komm, lege Dich nieder. Du zitterst noch immer. Oder täusche ich mich? Sehen Sie einmal Ihre Herrin an,“ rief er dem Mädchen zu, die nicht wußte, was sie aus dieser Scene machen sollte, „bemerken Sie die innere Unruhe, die sprechende Angst, als müsse mein Schutz irgend einen Verfolger abwehren? Sei ruhig, meine geliebte Annemarie, wo siehst Du hier Verfolger?“

„Nirgends!“ sagte sie halb beschämt, halb ärger=

lich über ihre allzu lebendige Einbildungskraft. „Vergieb, wenn ich Dich vorhin von mir drängte. Ach, es war ja gar nichts! Ich träumte soeben, meine Mutter stände neben mir — warnend oder tröstend — ich weiß es nicht," stammelte sie verlegen.

Er wandte sich einen Augenblick ab. Dann küßte er sie.

Der Arzt erschien. Er fand die junge Frau noch etwas erregt, ließ sich sodann den ganzen Vorfall von dem besorgten Gatten ausführlich erzählen und verordnete Ruhe.

Am anderen Morgen befand Annemarie sich vollkommen wohl. Das Ereigniß der Nacht war vergessen — bis auf ein ganz unbezeichenbares Gefühl, welches sie in Gegenwart ihres Gemahls immer von Neuem ergriff und das keine Zärtlichkeit, keine Besorgniß in ihr ersticken konnte.

Zur bestimmten Stunde fand sich Direktor Garnig in Annemaries Zimmer ein. Er freute sich aufrichtig, die liebliche junge Frau wohlauf zu finden und sehr bereit, mit ihm den Gang nach dem Friedhof anzutreten. Sie dankte ihm für seine Mühewaltung in der Nacht, indem sie lächelnd hinzusetzte, mit einem Anflug mädchenhafter Verlegenheit, daß niemals eine Störung nutzloser gemacht worden sei als diese.

„Ich sehe es,“ sagte er freudig. „Die Sorge Ihres Herrn Gemahls schoß etwas über das Ziel hinaus.“

Sie nickte.

Valer trat zum Ausgehen gerüstet ein.

„Willst Du mitgehen?“ fragte sie, im Innersten eine ihr unbegreifliche Enttäuschung fühlend.

„Fürchtest Du Dich noch immer vor mir?“ fragte er bekümmert dagegen. „Du thust meiner Liebe sehr weh damit.“

Sie ergriff und küßte seine Hand. „Ich bin ja immer ein außergewöhnlich empfindsames Geschöpf gewesen, nicht wahr? Also kann es Dir nicht stets etwas Neues sein.“

Er umfing sie leise seufzend. „Gehen wir! Mich verlangt auch schmerzlich nach diesem traurigen Gange.“

Sie verließen das Haus.

Draußen breitete sich der erste September in sonniger Klarheit aus. Selbst diese öde, kahle Landschaft hüllte sich wohlgefällig in seine heitere Pracht. In den kleinen Vorgärten der Aufseher- und Arbeiterhäuser blühten die bunten Nelken zu dichten Sträußen an einander gedrängt. Georginen und Astern schimmerten vielfarbig und nickten, als sögen sie den Duft ihrer reizvolleren Schwestern ein, den ein leichter Lufthauch von Süden über ihre duftlosen Kelche hinwegwehte.

Das Grubenwerk zur Linken liegen lassend, bog Annemarie mit ihren Begleitern rechts in einen schmalen Fahrweg ein, welcher alsbald zu einem Wiesenpfade führte. Gras wuchs hier nur spärlich zu beiden Seiten, dafür wucherte aber ein buntes Durcheinander von braunrothem Sauerampfer, blaß violetten Scabiosen, verstaubter Schafgarbe und wilden Goldknöpfchen um die Wette. Einzelne Ginsterbüsche am Wege bildeten eine Art Spalier. Alles das verschönte der Sonnenschein und der blaue Himmel und das unaufhörliche Summen und Zwitschern in der Luft.

Endlich zeigte sich der schwarz angestrichene Zaun, in dessen Umfriedung eine weiße Kapelle sich erhob. Annemarie wußte, daß ihr Vater dieselbe erbaut. Die Thür war angelehnt. Der Todtengräber schaufelte ein neues Grab. Sonst regte sich hier nichts in weiter Runde.

Annemarie ging jetzt als Letzte langsam hinterdrein. Das war der Ort, welchen sie im Geiste so oft aufgesucht, nach dem sie sich so oft gesehnt. Jetzt wandelte sie auf demselben Steige, den man einst ihre Eltern hinaufgetragen zur letzten Ruhe.

Sie sah sich um.

Kein Baum verstreute hier Schatten. Die Kreuze und Gedenksteine ragten mit ihren Inschriften so kahl

in die glitzernde Luft. Viele Gräber wohlerhalten, viele halbzerfallen, andere ganz verschwunden, fast alle aber überwuchert von hohem Gras und blühenden Rosensträuchern. An der Kirchhofmauer entlang wuchsen mächtige Königskerzen gleich Wächtern. Die schmale Thür zur Kapelle lehnte halbgeöffnet. Der Kantor ging grüßend vorüber und trat hinein in den kühlen, schattigen Raum.

Annemarie blickte auf. Ihre Begleiter standen still vor einem ragenden Marmordenkmale.

„Hier ruhen in Liebe vereint:
Friedrich Johann Golz und
Annemarie Luise Golz geb. Ventmer."

Die junge Frau trat mit gefalteten Händen an den Epheu-umsponnenen Doppelhügel. Das Grün leuchtete ihr freundlich entgegen wie ein Gruß. Zwei Schmetterlinge wiegten sich spielend auf den glänzenden Blätterranken. Da quoll es ihr abermals heiß und heißer aus dem Herzen in's Auge. Sie sank neben dem Grabe ihrer Mutter in die Kniee und drückte ihr Antlitz in dessen grüne Hülle.

Aus der Kapelle drangen Orgeltöne. Es war Sonnabend, — der Kantor spielte ein neues sonntägliches Musikstück durch. Die schwellenden Töne mischten sich feierlich mit dem tiefen Frieden der Natur.

„Gehen wir bei Seite," flüsterte Garnig leise.

Valer Carisius schüttelte das Haupt. „Meine Frau darf nicht allein sein, jetzt am wenigsten. Ich trage noch an dem, was heute Nacht geschah. Herr Direktor, mir liegt eine Frage schwer auf dem Herzen — Jetzt nicht, jetzt nicht," flüsterte er ängstlich, auf seine betende Frau schauend, „aber später, bevor wir abreisen."

„Ich stehe völlig zu Diensten," sagte Garnig aufs Aeußerste gespannt.

Annemaries Gedanken schweiften zuerst raumlos und ziellos zwischen dem Einst und Jetzt umher. Das Leben erschien ihr so öde. Wenn sie einen Wunsch hätte bestimmt fühlen können, so wäre es der gewesen, als Dritte unter den Epheuranken zu ruhen. Wie thöricht, daß sie damals Rolph die elende Summe Geldes abgeschlagen! Rolph! Wo war er? Sie hatte ihn nicht wieder gesehen seit ihrem Hochzeitstage. Wie ertrug er den Verlust seiner Liebe? War sie nicht Schuld daran? Oh, über das enge, mißgünstige Herz! Weßhalb sollte er sie denn lieben? Wie kam sie dazu, solches zu verlangen? Sein ganzes Vergehen war Sehnsucht nach Liebesglück gewesen, ihr eigenes heißes Sehnen. Und sie schlug es ihm ab trotz ihres Reichthums? Ihm, welcher der einzige Sonnenstrahl ihrer Jugend gewesen, der sie, wie oft, in seinen Schutz genommen, sie sein

liebes Schwesterchen genannt? Wenn er jetzt elend war, wenn er an seinem Schmerz zu Grunde ging, wer trug die Schuld? Oh, und war es nicht ihr Gatte gewesen, der diese Härte in ihr wachgerufen mit Spott und Hohn? Würde ihre sanfte, zärtliche Mutter auch so gehandelt haben aus Eigensucht und —

Eine namenlose Sorge um Rolph's Geschick rang sich plötzlich in ihr los. Und wenn der Schmerz auch ein heftiger war, er zerstörte doch die qualvolle Wunschlosigkeit des Herzens. Sie mußte gut machen an ihm um jeden Preis, was sie ihm versagt. Es war, als ob der Wind von den grünen Hügeln ihr diese Mahnung in die Seele legte. Rolph sollte noch glücklich werden. Wenn es nur nicht zu spät war! Sie fuhr auf aus ihrer gebeugten Stellung. Ihre blauen Augen, noch thränenschwer, strahlten in sichtlicher Erregung. Ihr feines, liebliches Antlitz zu ihrem Gatten erhebend, sagte sie hastig:

„Wir wollen so schnell als möglich nach Berlin zurückfahren.“

Er sah sie betroffen an. „Weßhalb?“

Sie drückte fest seine Hand. „Mir ist soeben an diesem theuren Grabe eingefallen, daß ich etwas gut zu machen habe an Jemand. — Oh, nur kein neues Grab!“ setzte sie vor sich nieder blickend hinzu.

Er verstand ihre Gewissensregung sehr wohl. Nichtsdestoweniger blickte er Garnig fragend und achselzuckend an.

Dieser wollte sich mit einer Frage an Annemarie wenden, aber Valer rief dringend: „Lassen Sie doch den Menschen da drinnen aufhören mit seiner Orgelei. Meine Frau ist bereits angegriffen genug. Annemarie, wann wirst Du meinem Rathe folgen? Wenn Du ein Riese wärst an Kraft und Gesundheit, Du könntest nicht trotziger dagegen anwüthen. Das muß ein Ende haben, und es hat ein Ende. Meine Liebe wird dafür sorgen. Ich werde Dein Leben fortan in richtige Bahnen lenken — Zerstreuung und heiterer Genuß."

Sie verließen den Friedhof.

Annemarie, zurückgestoßen und verletzt von den Schlußworten ihres Gatten, die ihr ebenso unrichtig als entweihend an dieser Stätte dünkten, wandelte allein den Wiesenpfad zurück.

„Herr Direktor," begann Valer Carisius mit tiefer Kümmerniß in Blick und Ton, „der eben stattgefundene Vorfall zwingt mir die Frage früher ab. Ich fordere Ihr Ehrenwort, daß dieselbe streng unter uns bleibt. Sie würden mir keinen größeren Schmerz zufügen können, als wenn Sie diese Pflicht brächen."

„Mein Wort genügt, Herr Carisius."

„Wohl. Sie kannten die Eltern meiner Frau. Kannten Sie auch deren Eltern, deren Familie?"

„Im Ganzen wenig."

Valer Carisius legte seine Hand schwer auf Garnig's Arm und fragte stockend: „Gab es unter diesen Leuten einen Fall, der auf — Geistesverwirrung hätte schließen lassen? Denken Sie nach. Sie ahnen nicht, was Ihre Antwort in sich birgt. Ohne Schonung, bitte! Sagen Sie mir die Wahrheit. Ich bin — ja, jetzt bin ich auf Alles gefaßt," schloß er hastig, als schmerzten ihn die Worte auf der Zunge.

Garnig war zuerst sprachlos vor Staunen und Schreck. Der letzte, an mancherlei anknüpfend, zuckte ihm heftig durch die Glieder. Dann drückte er seine Rechte gegen die Stirn und schüttelte das Haupt. Endlich sah er Annemaries Gatten fast scheu in's Auge.

„Nein! So lange meine Erinnerung zurückreicht, ist mir kein solcher Fall bekannt. Man sprach eine Zeitlang von einem früh verstorbenen Bruder der Mutter Ihrer Frau Gemahlin, der nach einer schweren Hirnhautentzündung schwachsinnig geworden war. Aber das ist eine natürliche Folge dieser Krankheit."

„Meinen Sie?" fragte Valer, ihm dankend die Hand schüttelnd. „Sie wälzen mir einen Stein von der Seele."

„Großer Gott," rief der Direktor, „Sie wollen doch nicht etwa —"

Carisius legte ihm flüchtig die Hand auf den Mund. „Denken Sie an Ihr Versprechen." —

Achtes Kapitel.

Am Nachmittag desselben Tages erbat sich Annemarie abermals die Begleitung des Direktors. Sie wollte die Arbeiterhäuser aufsuchen und deren Insassen kennen lernen, sowie ihr Vater es einst gethan und dabei das letzte Glück seines Lebens gefunden.

Valer, welchem der Zweck dieses Ganges nicht das mindeste Interesse erweckte, erklärte sich nichtsdestoweniger bereit, seiner Gattin auch hierin Gesellschaft zu leisten. So machten sich denn alle Drei auf den Rundgang.

Es waren saubere einstöckige Häuser, in welchen je zwei Familien Unterkunft fanden. Der Flur, der die beiden Wohnungen trennte, sowie das Vorgärtchen mit seinem Blumenschmuck, bildeten die Spielplätze der Kinder, welche die fremden Gestalten mit weit geöffneten Augen nähertreten sahen.

Annemaries freundliches Lächeln, mit welchem sie den kleinen Unbeschuhten die Hand entgegenstreckte, ge-

wann ihr schnell die Kinderherzen. Desto ängstlicher drückten sie sich vor der gleichgiltigen Miene Valer's gegeneinander, wie zu allseitigem Schutze.

Das Nämliche ereignete sich, als das Paar drinnen den erwachsenen Familienmitgliedern gegenüberstand. Die sanften, herzlichen Worte, welche Annemarie zu Denen sprach, aus deren Mitte ihre Mutter stammte, der Stolz und die Freude, welche ihr feines Antlitz röthete, als die älteren Frauen eine sprechende Aehnlichkeit zwischen ihr und der früh Verstorbenen herausfanden, sowie das Interesse, welches sich in all' ihren Fragen nach den häuslichen und wirthschaftlichen Verhältnissen jeder einzelnen Familie kundgab, gewann Annemarie die Sympathie Aller, Männer wie Frauen.

Auch den jungen Menschen, welcher am Abend zuvor Ohrenzeuge der Tischunterhaltung zwischen Valer Carisius und Garnig gewesen war, den Sohn eines biederen Häuers, fanden sie in der Wohnung seiner Eltern wieder. Er lehnte am Ofen, die kurze Pfeife im Munde, ohne viel Notiz von dem unvorhergesehenen Besuche zu nehmen. Nur seine Augen, von halbherabhängenden Lidern bedeckt, schweiften betrachtend zwischen der jungen Frau und deren Gatten hin und her.

Jetzt wandte Annemarie das Haupt. „Ihr Sohn?“ fragte sie die Mutter freundlich.

„Unser Zweiter war er, jetzt ist er der Einzige," erwiederte die Frau, dem Burschen winkend. „Komm doch, Dominik, — die Gnädige spricht von Dir!"

Er kam halb widerwillig, halb verlegen näher. Die Pfeife nahm er dabei langsam aus dem Munde. Sodann verbeugte er sich linkisch vor Annemarie.

„Ihr Gesicht kommt mir bekannt vor und doch —"

„Er stand ja gestern —" fiel der Direktor ein.

„Richtig. So ist's," sagte sie lebhaft.

„Haben denn diese jungen Burschen," wandte sich Carisius zum Direktor, „den ganzen Nachmittag keine Gelegenheit, sich nützlicher zu beschäftigen, als mit Pfeiferauchen und Ofenbankliegen?"

„Es wird nur Vormittags gearbeitet. Unsere Leute fahren um fünf Uhr ein und —"

„Schon gut, — das Alles weiß ich, Herr Direktor. Es ist mir nur unerträglich, junge Menschen mit Bewußtsein faullenzen zu sehen. Lesen —! Zwar durch vieles Lesen werden die Köpfe noch verwirrter, als sie es ohnehin schon sind. Das dümmste Zeug, was Phantasten und Spekulanten zu Papier bringen, wird bekanntlich von der urtheilslosen Masse am willigsten geglaubt. Nur schade, daß in der Wirklichkeit damit nichts weiter erreicht werden kann als —"

„Der Herr meinen die Sozialistenblätter?" fragte

Dominik, ihm ziemlich dreist in die Rede fallend. „Die bekommen wir auch zugestellt.“

„So! Und Ihr lest das verbotene Zeug? Und erhitzt Euch damit die Schädel?“

„Oh nein,“ sagte der alte Häuer kopfschüttelnd. „So schlimm ist's doch nicht.“

„Die Leute haben sich bis jetzt immer anständig gezeigt,“ wandte Garnig ein. „Augenblicklich freuen sie sich, ihre Herrschaft kennen zu lernen.“

Der junge Bursche warf Carisius einen bösen Blick zu. Dann ging er an seinen Platz neben dem Ofen zurück.

Annemarie versuchte die schwüle Spannung, welche sich durch Schweigen bemerkbar machte, nach besten Kräften zu zertheilen. Als sie als Letzte das Zimmer verließ, trat sie zu dem Burschen und reichte ihm die Hand.

„Ich hoffe, daß Sie mit bestrebt sein werden, die alte Ordnung aufrecht zu erhalten.“

Er sagte nichts. Die Pfeife flog aus dem Munde. Seine Haltung war eine kerzengerade. So stand er noch, als die letzte Spur von Annemaries hellem Gewande an der Thür verschwand.

Am folgenden Morgen reiste sie mit ihrem Gemahl nach Berlin zurück.

Wohl wäre sie, ach, wie gern! auf dieser theueren Heimathsstätte geblieben, aber die drängende Sorge um Rolph's Schicksal trieb sie mit zwingender Gewalt von dannen.

Die Villa in der Thiergartenstraße, welche Valer gleich nach seiner Vermählung käuflich an sich gebracht und nach Beendigung der Hochzeitsreise bezogen, war eine der schönsten und eleganteſt eingerichteten ihrer Art. Die Vollmacht, welche er vermöge seines immensen Reichthums den Dekorateuren ertheilen konnte, hatte auch die innere Ausschmückung eine ebenso erlesene als kostbare werden lassen, so daß Annemarie, als sie den ersten Schritt in ihr neues Heim that, sich in einen Wundertempel versetzt wähnte.

Damals glaubte sie, nach der bitteren Erfahrung, welche sie in Valer's Arme getrieben, in diesen reizvollen Gemächern an seiner Seite glücklich werden zu müssen.

Jetzt, da sie dieselben zum zweiten Male betrat, fühlte sie die innere Leere klaffender denn je zuvor.

Noch im Reiseanzug bat sie ihren Gatten um ein kurzes Gehör.

Er sagte ihr dasselbe bereitwilligst zu, indem er sie zuvorkommend von Mantel und Hut befreite.

Es kostete sie keinen leichten Kampf, Scham und

ein noch schwerer zu überwindendes Zartgefühl bei Seite zu setzen um der guten Sache willen. Sie ergriff Valer's Hände und drückte sie, als müsse sie ihm ihre reuevolle Anhänglichkeit an Rolph im Voraus abbitten.

Er stellte sich äußerst verwundert, ob er auch in Annemaries offen daliegender Seele wie in einem Buche las. „So sprich doch! Wann hätte ich Dir je einen Wunsch abschlagen können?"

„Du weißt," begann sie leise, ihre veilchenblauen Augen demüthig zu ihm erhebend, „daß damals — zu einer früheren Zeit — mein Jugendgespiele mir sehr an's Herz gewachsen war."

Er küßte ihre Hände lächelnd. „Ja wohl, meine theure Annemarie. Du glaubtest sogar einmal, ihn zu lieben. Ein sehr verzeihlicher Irrthum bei Deiner überreizten Einbildungskraft. Was weiter?"

Sie erröthete heiß. „Er hätte können damals durch meine Hülfe glücklich werden. Ich entzog sie ihm — mit Unrecht, wie ich am Grabe meiner Mutter einsah. Das Bewußtsein quält mich. Denn einst hat er es —" sie stockte und schlug die Augen nieder — „mit mir sehr gut gemeint. Er soll aber glücklich sein," fuhr sie rascher fort, „und unabhängig vom Gelde wählen können. Der Fall darf nicht wiederkehren." Sie schlug ihre Hände vor das verwirrte Antlitz.

„Du willst also, meine theure Annemarie,“ fiel Valer mit ruhiger Zärtlichkeit ein, „Dein erstes Vergehen, wie Du es nennst, dadurch wieder gut machen, indem Du Deinem Jugendfreund versichern möchtest, daß bei einer zweiten Herzenswahl desselben seine eigene oder die Vermögenslosigkeit seiner Geliebten keinen entscheidenden Ausschlag mehr geben dürfe. Meinst Du es so, theuere Annemarie? Soll ich ihm das sagen in Deinem Auftrage, mit meiner Zustimmung?“

Sie war leidenschaftlich aufgefahren. Dankbar breitete sie die Arme aus. „Du willst es ihm selbst sagen? Oh, wie glücklich machst Du mich! Nun ist mir eine Last vom Herzen gefallen. Sage ihm, daß er nie mehr an meiner schwesterlichen Fürsorge zweifeln solle, daß ich — ach, so bekümmert wäre, mich seiner Noth damals nicht angenommen zu haben!“

Valer Carisius umfing sie zärtlich. „Der Dank liegt ganz und völlig auf meiner Seite. Heute zeigst Du mir endlich einmal, daß Du mich für Deinen besten Freund hältst, für den richtigen unparteiischen Richter Deiner Empfindungen. Ich werde Rolph aufsuchen und ihm Deine Botschaft ausrichten.“

Sie war tief bewegt von seiner gütigen Bereitwilligkeit. Nun würde Rolph wieder frisches Vertrauen zu ihr fassen. Es lag kein Grund mehr vor, ihr Haus

zu meiden. Sie würde ihn trösten und aufrichten können. Vielleicht, daß er sie dann zu der Vertrauten seiner zweiten Liebe machte. Oh, wie emsig wollte sie dann an seinem Glücke mitwirken, indem sie dem jungen Mädchen schwesterlich die Arme entgegenstreckte und ihr die Mittel freudig gab, Rolph's Weib zu werden.

Daß bei solchen Vorstellungen tief in ihrem Herzen eine Saite schmerzlich zu vibriren begann und die Augen ihr unbewußt von Thränen überquollen, konnte Annemarie nicht irre machen an ihrem Glauben und an ihren Vorsätzen.

Und während sie so die nächsten Tage in gespanntester Erwartung verbrachte, rüstete sich Valer Carisius nach reiflichem Bedenken zu dem versprochenen Gange.

Hätte er nicht eine für seine Pläne nothwendige und aus dem ihm gewordenen Auftrage am natürlichsten entspringende Folgerung im Auge gehabt, so würde er, da er Rolph keinen Pfennig zu geben fest entschlossen war, Annemarie mit irgend einer Unwahrheit hintergangen haben.

So aber trat er mit Hut und Stock zu seiner Gattin, den Lohn für seine Mühe im Voraus durch einen Kuß sich einzufordern.

Rolph Lichtweg, welcher die bittere Enttäuschung,

die ihm durch Lucie v. Trefflingens Genußsucht und Charakterschwäche zu Theil geworden war, durch ein völliges Zurückziehen von jeder Geselligkeit am besten zu überwinden hoffte, empfing Valer's Besuch mit ziemlich unverblümtem Staunen.

Der einst Bewunderte hatte im Laufe der Zeit jenen Nimbus durchaus verloren, welchen er einst in Rolph's Augen besaß. Valer's räthselhafte Existenz, vor allem seine heimlich vorbereitete Verbindung mit Annemarie zu einer Zeit, wo dieselbe ihm, Rolph, ohne Grund mißächtlich den Rücken wandte, bestärkten dieses antipathische Gefühl und steigerten es zur Vollendung am Hochzeitsmorgen, als Carisius ihn höhnisch von Annemaries Seite wies.

Wie glühend lieb mußte das schüchterne Mädchen diesen verführerischen, den Frauen stets gefährlichen Mann gewonnen haben, daß sie sich ohne Besinnen noch Nachfrage mit allen ihren Schätzen ihm an's Herz warf! Und diese ihm völlig unbegreifliche Leidenschaft war es hauptsächlich gewesen, welche die Schranke zwischen Rolph und Annemarie tiefer zog, als ihre ungütige Hülfeweigerung vielleicht vermocht hätte.

„Ich erwartete in der That nicht, Dich bei mir zu sehen," sagte Rolph, sich von seinem Arbeitssessel erhebend und Valer entgegengehend.

„Sei willkommen! Nimm Platz!“

Er wies auf einen Sessel neben der Chaiselongue, während er sich selbst auf einem zweiten Sessel niederließ.

Valer beobachtete die auffallend vorgeschrittene geistige Reife des Mannes, den er stets als unfertigen Jüngling zu betrachten sich gewöhnt hatte, mit mißmuthiger Schärfe. Der Ernst seiner Haltung und die vornehme Ruhe der Bewegungen, welche sehr vortheilhaft gegen Rolph's frühere oft übertriebene Beweglichkeit abstachen, paßten vortrefflich zu der Melancholie, welche aus seinen einst so froh blickenden Augen sprach. Hier hatte der Schmerz veredelnd auf ein Herz gewirkt.

Ganz entgegengesetzt fühlte Rolph seine Abneigung gegen Carisius in dessen Gegenwart doppelt lebhaft gegen diesen hervorbrechen.

„Wie befindet sich Annemarie?“ fragte er. „Willst Du Deinen Hut nicht ablegen?“

„Danke. Es geht meiner Frau — ich wollte, ich könnte sagen, es ginge ihr gut,“ erwiederte Valer gedehnt.

„Wie so? Hat sie Grund zu klagen?“

„Ja und nein. Lieber Freund, ich wünschte es meiner theueren armen Annemarie, daß man ihre Nerven in der Kindheit stärker hätte ausbilden können. Jetzt ist es zu spät, trotz aller Sorge. Jetzt rächt sich

entweder die Naturveranlagung oder eine Erziehungsversäumniß."

„Sie war immer ein zartes, kleines Ding," warf Rolph ein.

Valer seufzte halblächelnd. „Diese Wahnvorstellungen nehmen zuweilen ganz sonderbare Gestaltungen an. Jetzt, zum Beispiel, ist sie um Dich in größester, ich kann sagen, geradezu krankhafter Unruhe."

„Um mich?" fragte Rolph, betroffen aufschauend.

„Nun ja — es klingt ja sehr komisch, aber — aus diesem Grunde siehst Du mich hier. Diese thörichte, für Dich vielleicht kränkende Idee hat uns von Oberschlesien her wie mit Eumenidenruthen nach Berlin gepeitscht. Du wirst lachen, wenn ich Dir sage, daß Annemarie wie eine Trunkene vom Grabe ihrer Mutter aufsprang mit dem Ausruf: ‚Ich muß nach Berlin um Rolph's willen, so schnell als möglich!"

Rolph sprang auf. Er war auf's Aeußerste bestürzt. „Scherzest Du?" fragte er endlich mißtrauisch.

Valer zuckte die Achsel. ‚Ich bin hier, wie Du siehst, um Dich in Annemaries Namen zu bitten, möglichst schnell ein armes Mädchen zu heirathen, damit sie Dir eine Zulage an Geld und eine Aussteuer geben kann."

„Geld? Mir?" rief Rolph entrüstet. Dann aber

machte sein verletzter Stolz einem ängstlichen Staunen Platz. „Wie kommt sie darauf?“

„Ja, wie kommt ein nervenkranker Mensch auf thörichte Ideen! Ich —“ Valer sprang gleichfalls auf und trat an's Fenster, wo er, sichtlich mit sich kämpfend, gegen die Scheiben trommelte.

Rolph ward es sehr unbehaglich zu Muthe. Er wußte nicht, was sich wie ein Alp auf seine Seele legte. Hatte Annemarie trotz ihres Glückes an Valer's Seite so heftige Gewissensbisse empfunden ob ihres damaligen Thun und Lassens? Und war Carisius so unerwartet edel und großmüthig, ihre Reue persönlich zum Ausdruck zu bringen?

„Valer —“

Carisius wandte sich um. „Ich wollte, ich könnte ganz offen sein. Aber es gibt Dinge, die einem Manne, einem Ehemanne, selbst dem ältesten Freunde gegenüber schwer fallen, auszusprechen. Freilich könnte ich auf Dein Zartgefühl bauen, das weiß ich. Wäre ich sonst hier?“

„Ich begreife von dem Allen vorläufig nur,“ sagte Rolph nachdrücklich, „daß Du mir in Annemaries Namen etwas mitzutheilen wünschest.“

„So ist's! Kurz denn. Ich spreche zu einem Ehrenmann. Du erinnerst Dich, daß es eine Zeit gab,

wo Du — ich muß jetzt ganz ehrlich sein — Annemarie bildet sich ein, Du habest sie einst geliebt. Und aus diesem Punkt fließt ihre Reue in Betreff der bewußten Angelegenheit."

„Geliebt?" sagte Rolph, den Kopf betroffen schüttelnd. „Ich — geliebt, wie ich Lucie liebte? Nie — nie!"

Valer drückte ihm die Hand. „Das wußte ich. Aber Annemarie — sie ist ein krankhaft veranlagtes Geschöpf. Sie möchte, ich weiß nicht, welche Summe Dir aufdringen, gewissermaßen — verzeih, aber die Sache ist so ernst, daß sie offen behandelt werden muß — als Abschlagsgeld für den Mangel ihrer Herzensneigung."

„Sie wagt es!" fuhr er auf. „Ach, sie ist ja thöricht!" setzte er ruhiger hinzu.

„Es würde mir sehr angenehm sein," sagte Valer, seine Hand vertraulich auf Rolph's Schulter legend, „wenn Du sie selbst aufsuchen würdest und ihr danken für das freundliche Anerbieten. Sie könnte sonst an meinem guten Willen zweifeln."

„Gern! Aber — der Gang ist mir wirklich höchst peinlich," fiel Rolph zaudernd ein. „Ich werde vielleicht den richtigen Ton nicht gleich finden können und dann —"

„Behandle die Sache als etwas ganz Gewöhnliches. Sage, Du hättest augenblicklich keine Wünsche, keine Verwendung für ihr Anerbieten. Ach, das findet sich!“

„Gut, ich werde kommen, obwohl meine Zeit auf das Aeußerste beschränkt ist. Ich stehe dicht vor dem mündlichen Examen.“

„Ich habe es gehört, Du machst jetzt Deinen Assessor. Laß mich Dir im Voraus Glück wünschen.“ Er reichte ihm die Hand, welche Rolph, unwillkürlich schwankend geworden in der Beurtheilung dieses schillernden Charakters, dankend ergriff und drückte. „Aber eine halbe Stunde wirst Du schon finden im Interesse Deiner leidenden Pflegeschwester. Sie macht auf den unbefangenen Beobachter einen äußerst sympathischen Eindruck. Herzensgüte ist der Grundzug ihres Charakters. Komm, erlöse sie, wenn es noch möglich ist, von ihrer eingebildeten Angst und fixen Idee, Dich à tout prix verheirathen zu wollen. Thue es mir zu Gefallen!“

„Sicher werde ich kommen. Grüße Annemarie.“

Valer nickte und entfernte sich. „Ich will Dich in Deinen Studien nicht länger stören.“ —

Zwei Tage später läutete Rolph Lichtweg an der Thür der Villa Carisius.

Er hatte eine frühe Nachmittagsstunde gewählt,

um Störungen durch fremde Besuche bei diesem ihm äußerst peinlichen Wiedersehen vorzubeugen.

Der Diener nahm seine Karte in Empfang. Nach kurzer Zeit kehrte er mit der Meldung zurück, daß es der gnädigen Frau angenehm sein werde, ihn zu empfangen.

Durch eine künstlerisch schön ausgestattete Halle schreitend, betrat er linker Hand ein Vorgemach, um alsdann in den Salon geführt zu werden.

„Gnädige Frau läßt bitten, hier einzutreten!" Dabei wies der Diener auf einen lichtblauen, mit Rosensträußen durchwirkten Seidenvorhang, welcher ein drittes Gemach verhüllte.

In der That, Annemarie folgte der Mahnung ihres Herzens, als sie den Jugendfreund, der ihr einst so theuer gewesen, zu sich in ihr stilles Gedankenreich beschied.

Von dem Moment an, da Valer ihr mitgetheilt, daß Rolph tiefbeleidigt jegliches derartige Ansinnen einer zu spät kommenden Reue von sich weise, hatte sie vor seinem Besuche gezittert wie eine Verbrecherin, und nur die Versicherung ihres Gatten, daß dieser Besuch lediglich eine gesellschaftliche Nothwendigkeit geworden sei, konnte sie bewegen, Rolph überhaupt zu empfangen.

Seine Karte in den leise bebenden Fingern haltend,

Angst und Freude, Scham und Scheu im Herzen, stand Annemarie da, als Rolph bei ihr eintrat.

Sie konnte ihm keinen Schritt entgegen gehen, so groß war ihre innere Bewegung. Jetzt, wo er wieder vor ihr stand, überdrang sie ein Sturm schmerzlichster Gefühle, die ihren schwachen Widerstand wie ein Rohr beugten. Er erschien ihr so fremd, so unerreichbar weit entrückt, ob er gleich dicht vor ihr stand. Und diese Vorstellung wuchs, sie konnte es nicht hindern, bis zu dem Glauben, daß ein anderer Mann vor ihr stehe als Jener, dessen Hals sie, wie oft, mit zärtlichen Kinderarmen umschlungen.

Was lag zwischen jener Zeit und dem heutigen Tage!

Annemaries Herz begann heftiger zu pochen. War es denn möglich, daß sie sich nach ihrer elenden Jugendzeit zurücksehnen konnte? War sie vielleicht jetzt noch trauriger daran als damals?

Sie wagte es nicht, den Blick aufzuschlagen.

Rolph betrachtete sie mit Besorgniß und Staunen.

Sie erschien ihm äußerlich so anmuthsvoll verwandelt. Ein wundersamer Reiz lag über dieser zarten Gestalt ausgegossen. Aber auch etwas Seltsames, Unbegreifliches umwehte sie.

„Annemarie —“ sagte er, die Hand versöhnlich nach ihr ausstreckend.

Sie wich zurück. Der weiche Klang dieses Wortes erschütterte sie.

Er wußte nicht, was er von dieser Abweisung halten sollte. Aber die Andeutungen, welche Valer ihm tief bekümmert gegeben, erstickten die aufsteigende Bitterkeit schnell.

„Annemarie, ich kam, Dir für Dein freundliches Anerbieten zu danken.“

Sie zuckte zusammen und drückte die Hände gegen die Augen. Er mußte sie nothwendig hassen als die Zerstörerin seines Glückes und verachten als ein Geschöpf ohne Großmuth, noch Dankbarkeit.

Sie schüttelte das Haupt.

„Sieh mich an,“ sagte er leiser. „Wir verständigen uns dann besser. Was fürchtest Du denn von mir? Bin ich nicht hier, Dir die unnöthige Sorge um mich vom Herzen zu nehmen?“

Annemarie ließ die Hände sinken. „Vergieb!“ stammelte sie.

Er ergriff ihre Rechte. Es ward ihm selbst im Andenken seines verlorenen Glückes weh um's Herz. „Annemarie, was geschehen ist, ist geschehen. Es ist nutzlos, darüber zu klagen. Wenn denn nach dem Beschluß des Geschickes nur Einer von uns Beiden glücklich werden sollte, so ist es besser, dieses Loos traf Dich, das Weib.“

Sie sah ihn so entsetzt an, daß er einen Moment das Schlimmste befürchtete. Aber wie schön waren trotzdem diese veilchenblauen Kinderaugen! Und wie deutlich malte sich in ihnen die lauterste Unschuld und Herzensreinheit!

Rolph betrachtete sie mit wachsendem Interesse. „Einer, Annemarie," wiederholte er, ihre Hand drückend. Die Ueberzeugung, dieses Weib in Valer Carisius' Armen Liebesglück und Liebeswonne empfinden zu wissen, erweckte von Neuem ein stärkeres Mißbehagen. Wie war es möglich!

Er ließ ihre Rechte fahren und trat zurück. „Ist Dein Gatte nicht zu Hause?"

„Ich weiß es nicht," sagte sie zaudernd.

„So will ich ihn aufsuchen." Er wandte sich nach der Thür.

Da wich der Bann, welcher auf ihren Gliedern bisher gelegen, sie eilte ihm nach und umfaßte seinen Arm.

„Bleib'!" flüsterte sie, tief Athem schöpfend.

Es durchrann ihn kalt. Diese plötzliche Wandlung von träumerischer Apathie zu bebender Ungeduld erfüllte ihn mit Furcht.

„Bleib'! Rufe ihn nicht!" wiederholte sie, sich hastig umblickend. „Es wird so besser gehen als mit ihm! Er

nicht! Du warst ja einst mein Freund und ich — ich —"

„Ich bitte Dich, Annemarie —" bat er dringend, ihre Hände fest in die seinen schließend. „Laß das ruhen. Was quälst Du Dich und mich mit solchen Dingen! Ich bin immer noch Dein Freund, wenn es Dich in Deinem Eheglück überhaupt danach verlangen kann."

„Mein Glück?" flüsterte sie so leise, daß Rolph den Laut kaum unterscheiden konnte. Aber schon dieses schwache Verständniß entsetzte ihn.

„Laß, laß!" sagte sie sich besinnend. „Von mir sprich nicht. Nur von Dir." Die Worte strömten jetzt mit zunehmender Leidenschaft über ihre Lippen. „Warum gibst Du Deinem Zorne nicht offen Ausdruck? Glaubst Du, daß mir Deine schonende Milde nicht wehe thut? Schilt mich undankbar, geizig, lieblos, — ich war es gegen Dich! Oh still, still!" unterbrach sie seine Erwiederung. „Du hast Lucie geliebt. Du hättest aus meiner Hand Deine Seligkeit empfangen können. Ich — vergieb, Rolph — ich konnte es damals nicht." Ihre Wangen glühten. Die ganze schlanke Gestalt bebte. „Aber sie," fuhr sie heftig auf, „sie war Deiner nicht werth. Sie hätte zufrieden sein müssen mit dem, was Du ihr bieten konntest. Sie brauchte

nicht auf Reichthum zu warten. Sie hatte ja Dich. Das war genug. Sprich nicht!" rief sie herrisch, „vertheidige sie nicht! Es ist Lüge, was Du glaubst. Ich kenne sie besser. Ich kannte sie länger als Du. Wann hat sie je ein Herz gezeigt? Trauere nicht um sie," bat sie mit plötzlich erstickter Stimme. „Ich ertrage es nicht. Sie verdient es nicht. Und mir, mir —" Annemarie brach in heiße Thränen aus — „raubt es die Ruhe!"

Rolph war von diesen sich theils überstürzenden, theils schwer losringenden Worten wie erstarrt. Es klang so Vieles, ihn unbegreiflich Erschütterndes aus ihnen hervor, daß er seiner eigenen Zurechnungsfähigkeit für Momente mißtraute. Aber alsbald kamen ihm Valer's Andeutungen mit doppelter Kraft ins Gedächtniß zurück.

„Unglückliches Weib," murmelte er bei sich, ihre rührende Gestalt mit tiefster Wehmuth betrachtend.

„Denkst Du an sie?" fragte Annemarie leise, den Ausdruck seiner Züge mit banger Scheu betrachtend.

Er schüttelte das Haupt. „Nein, meine arme, liebe Annemarie. Wenn es Dich beruhigen kann, so will ich es Dir eingestehen, daß meine Liebe zu Lucie eine bittere Enttäuschung war. Und —" er nahm ihre Hand warm in die seine — „ich kann es Dir auf-

richtig danken, daß Deine Weigerung damals mir die Augen bei Zeiten öffnete. Ohne dieselbe hätte ich die Gefühlsleere dieses Weibes zu spät an mir erfahren."

„Das hättest Du!" rief sie mit dankbarer Hast. „Gewiß, das hättest Du! Und" — sie erhob wie in alter, längst vergangener Zeit ihr liebliches Antlitz zutraulich zu ihm, während ein Strahl innigster Freude dasselbe überstrahlte — „Und Du zürnst mir nicht mehr? Gewiß nicht? Das sage noch einmal, ja!"

Er konnte sich einer tiefen Wehmuth nicht erwehren, als er in ihre lächelnden Augen blickte. „Gewiß nicht, Annemarie. Ich gebe Dir mein Wort darauf."

„Dann ist es gut!" rief sie, seine Hand an ihr Herz drückend. „Dann wirst Du auch wissen, was ich fühlte, als ich Dich bat — wenn Du wieder lieben kannst — an meinen guten Willen zu glauben, Dich glücklich zu machen!"

„Ich glaube fest daran," sagte Rolph hingerissen von der schlichten Innigkeit ihres Blickes und Tones. „Wie konnte ich je denken, daß Du mich kränken wolltest!" Dabei fielen ihm Valer's Worte wieder ins Gedächtniß: eine Art Abfindungssumme für ihre mangelnde Zuneigung, — das hieß, dafür, daß sie ihn, Carisius, zum Gatten erwählte und nicht den ihr von Jugend an zugedachten Bräutigam.

Wie reimte sich diese Auffassung und Auslassung mit dem, was Annemarie ihm soeben hoffend und zagend zu Gehör gebracht? Wußte sie wirklich klar und deutlich, was sie sprach? Er zweifelte daran und zweifelte auch nicht. Die Situation lag drückend auf ihm. Wem that er in diesem Falle Unrecht?

„Ich danke Dir von ganzem Herzen!“ sagte Annemarie langsam. Dabei schaute sie ihm fest ins Antlitz, als wolle sie sich dasselbe einprägen für alle Zeit. „Du bist so verwandelt!“

„Du auch!“ Er nahm ihre Hand und drückte sie an seine Lippen.

„Wirst Du nun öfter kommen?“ fragte sie mit bebenden Lippen.

„Ich! Vorläufig stehe ich dicht vor meinem Assessorexamen,“ sagte er lächelnd.

„Und dann?“ fragte sie kaum hörbar.

„Dann habe ich wieder freie Zeit. Dann können wir öfter mit einander plaudern von den Tagen unserer Kindheit. Wenn es Dir Freude macht,“ schloß er schnell.

Sie nickte. In ihren Ohren tönte das säuselnde Rauschen der Buchenzweige wieder. Es ward ihr wie in einem glücklichen Traum zu Muthe. Und in diesem glücklichen Traum lehnte sie ihr Haupt gegen Rolph's Schulter.

Er umfing sie. Es durchrieselte ihn. Sie erschien ihm räthselhaft, unbegreiflich — bekannt zugleich und völlig fremd.

„Annemarie, singst Du noch?“ fragte er, sich über ihr bleiches Antlitz neigend. „Willst Du mir ein Lied vorsingen — zum Danke,“ schloß er mit sehr weicher Stimme.

Sie richtete sich hastig auf. „War Jemand hier?“ Und blickte verstört um sich.

„Nein!“ sagte er auf's Aeußerste betroffen. „Weßhalb denn?“

„Ich kann das —“ sie sah verlegen zu Boden, „ich kann das Gefühl nie überwinden, als stände ein unheimliches Etwas neben mir, über mir —“ Sie dachte an ihren Schreckenstraum im Elternhause und fuhr zusammen. „Ich weiß nicht, wer oder was es ist. Oh, lächle nicht. Ich übertreibe nicht. Oft fahre ich in der Nacht aus dem Schlafe auf, als packe mich Jemand an.“

„Und Dein Mann?“ fragte Rolph bestürzt, in seine Zweifel zurückfallend.

„Er weiß nichts davon. Bitte, sage ihm auch nichts. Er ängstigt sich und das quält mich noch viel mehr,“ bat sie leise. „Ach!“ Sie wandte sich ab.

Er folgte ihr nicht. Ihre unheimliche Befürchtung

schien sich auch ihm mittheilen zu wollen. Das schimmernde blaue Gemach bedrückte ihn. Die wallenden Vorhänge raubten ihm den freien Athem. Der Blumenduft aus den gefüllten Schalen legte sich beängstigend um seine Schläfe. Was webte und wirkte um dieses junge Weib? Was webte und wirkte in ihr?

Ein leiser Angstruf aus Annemaries Munde ließ ihn auffahren.

Valer Carisius stand zwischen der Portière. Jetzt eilte er rasch auf Annemarie zu, indem er Rolph zunickte.

Sie reichte ihm die Hand. „Du erschreckst mich. Ich hörte Dich nicht kommen.“

„So geht's, wenn man träumt,“ versetzte er munter, ihre Wange küssend. „Du willst doch nicht aufbrechen, nun ich komme, Rolph?“

„Meine Zeit ist um.“ Er ging zu Annemarie. „Sobald die Verhältnisse es gestatten — auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“ wiederholte sie lächelnd.

„Ich begleite Dich,“ sagte Valer zuvorkommend. Als sie durch den Salon schritten, fragte er mit eindringlichem Flüstern: „Welchen Eindruck empfingst Du von ihr? Aufrichtig und ehrlich!“

Rolph sah an ihm vorüber in die sinkende Däm-

merung. „Ich weiß es noch nicht!“ sagte er zögernd. „Erspare mir ein Urtheil.“

Valer blickte ihm spöttisch nach. Dann ging er zu Annemarie zurück.

„Hast Du ihn nicht zu Deinem einundzwanzigsten Geburtstage eingeladen, mein geliebtes Herz? Er hätte es wohl verdient.“

„Ich vergaß es.“ Sie sah ihn bittend an. „Willst Du denn wirklich diesen Tag so geräuschvoll feiern?“

„Geräuschvoll?“ fragte er vorwurfsvoll. „Ist das der richtige Ausdruck? Ich will der Welt beweisen, daß dieser Tag mir der liebste und wichtigste ist. Darum hebe ich ihn hervor, soweit dieses möglich ist. Du sollst gefeiert werden in dem Tage, meine theure Annemarie.“

Sie erröthete. „Du überschätzest mich bei Weitem.“

Er lächelte und küßte sie auf die Stirn. —

Neuntes Kapitel.

In Frau v. Nixens bescheidener Wohnung sah es heute ganz festlich aus. Die beiden kleinen Vorderzimmer waren erleuchtet, und unter der üppig rankenden Blumenampel, deren grüne Zweige wie ein Schleier niederwallten, stand ein Theetisch so zierlich gedeckt, daß die einfachen Gerichte, welche er darbot, dadurch doppelt verlockend erschienen.

Gertrud, deren geschickte Hände bisher keinen Augenblick gerastet, ging jetzt in das gemeinschaftliche Wohngemach, ihre Hausschürze abzulegen, als ihre Mutter sie zurückrief.

„Trude!“

Sie kam schnell herbei. „Du bist fertig, Mama, — Dein Häubchen kleidet Dich wunderschön.“

„Deßhalb saßest Du die halbe Nacht auf, um mich heute damit zu überraschen,“ schalt Frau v. Nixen zärtlich. „Ich hätte ja die alte Haube aufsetzen können.“

„Mutter,“ scherzte das junge Mädchen, die lila Schleifen unter dem Kinn der Mutter flüchtig ordnend, „ich konnte ja nicht eher an die Arbeit gehen, weil ich erst gestern Nachmittag einer Putzmacherin das Modell im Schaufenster abgesehen.“

„Aber nun wirst Du Dir auch Dein Sonntagskleid anziehen, Kind! Es ist ja lächerlich, mich alte Frau zu putzen, und —“

„Ich bin ordentlich und gut angezogen wie immer“, fiel Gertrud bestimmt ein. „Der Professor kennt mich kaum anders als in diesem dunkeln Kleide. Gefalle ich Dir denn plötzlich nicht mehr darin?“ schloß sie lächelnd, was ihren ernsten Zügen etwas überaus Reizvolles verlieh.

„Aber wir haben ja jetzt durch Deinen Fleiß und Lohmann's gütige Hülfe —“

„Still doch, Mamachen! Nächsten Sommer mußt Du ins Bad reisen, — es ist ganz fest beschlossen. Und wenn Du dann gesund bist, nehme ich eine Lehrerinstelle an der Elisabethschule uns gegenüber an. Die jetzige Lehrerin an der fünften Klasse heirathet über's Jahr. Sage kein Wort mehr, Mama, Du weißt, ich bin ein Tyrann gegen Dich.“ Sie beugte sich nieder und küßte ihre Mutter auf die Wange. Dann ging sie zur Thür.

„Trude!“ rief Frau v. Nixen abermals.

„Was, Mama?“

„Es ist noch Zeit,“ sagte Frau v. Nixen in förmlich bittendem Tone, — „laß noch eine Schüssel Aspic oder Mayonnaise holen. Der Tisch sieht gar zu leer aus.“

Das junge Mädchen kam sehr ernst zurück und setzte sich auf die Sophalehne neben ihrer Mutter nieder. „Mama, willst Du den Professor mit dieser Schüssel Aspic täuschen oder belohnen? Er kennt unsere Verhältnisse so gut, wie wir sie kennen. Er weiß, daß wir seines Besuches halber schon mehr aufgesetzt haben, als es für uns allein geschehen würde. Dabei muß es sein Bewenden haben. Er will Dir eine Aufmerksamkeit erweisen, die wir aber nicht so grell betonen dürfen, als ob wir etwas ganz Außerordentliches darin fänden.

Das würde ihm unangenehm sein und unserer nicht ganz würdig. Verzeih', Mamachen, aber ich kenne ihn und weiß, daß er bei nächster Gelegenheit eine Bemerkung hierüber fallen lassen würde. Und das ertrüge ich schwer. Oh, er versteht es, Menschen zu demüthigen und — ich kann es Dir ja jetzt gestehen, Mamachen, daß es mich schon hart genug angekommen ist, Deine Einladung auszurichten."

„Aber, Trude, er wollte mich ja doch besuchen, wie Du sagtest!"

„Nun, ja, das sagte er letzthin, während ich den Mantel anzog, und stellte es Dir frei, ihm eine Zeit zu nennen, wo er nicht störte."

„Da dachte ich, Trudchen —"

„Gewiß, Mama! Und so sagte ich ihm denn gestern in Deinem Namen, Du bätest ihn, heute Abend eine Tasse Thee bei uns zu trinken."

„Meinst Du nicht, daß er es gern thut?" fragte Frau v. Nixen eingeschüchtert.

„Was heißt gern! Er thut es, weil er an Dich, als meines lieben Vaters Gattin, anhänglich ist und weil er fühlt, daß Du ihm eine große Erleichterung geschaffen hast durch Deine Erlaubniß, mich Schreiberdienste in seinem Hause verrichten zu lassen. Schreiberdienste, — das ist das richtige Wort! Bezahlter Schreiber!"

„Was sagte er doch gleich auf meine Einladung?“ forschte Frau v. Nixen ängstlich.

„Er nickte nur. Ach, er weiß es ja am besten, daß wir ihm jetzt ohne Sorgen einen Imbiß anbieten können. ‚Ich werde mich einfinden,‘ sagte er dann kurz. Siehst Du, Mama, und deßhalb, — ich kann Dir dieses deßhalb leider nicht mit Worten genau erklären, — ist es mir unerträglich, ihn auffallend festlich empfangen zu sollen. Laß den Theetisch, wie er ist, und mich laß auch in meinem dunkeln Hauskleid, ja?“ Sie küßte ihre Mutter abermals und ging davon.

Im Flur läutete es.

Gertrud öffnete.

Eine schlanke, verschleierte Frauengestalt stand vor ihr und breitete die Arme aus.

„Annemarie!“

„Trude!“

„Das ist schön,“ sagte das junge Mädchen, ihre Freundin ins Wohnzimmer geleitend. „Du kommst wie gerufen. Nun bleibst Du unser Gast. Meine Mutter erwartet Professor Lohmann zum Thee.“

„Ach, den wortkargen, hochfahrenden Gelehrten,“ rief Annemarie lächelnd, „der Dich damals nicht kennen wollte und mich wie ein Gänseblümchen übersah! Ich fand ihn gar nicht so bezaubernd wie die andern Damen.“

Frau v. Nixen begrüßte die junge Frau herzlich. Alle Drei setzten sich eng zusammen und plauderten.

„Meine gute Trude,“ sagte Annemarie nach einer Weile fast verlegen, „ich habe Dir etwas mitgebracht von unserer Reise. Sei nicht böse, aber ich schenke so gern und habe Niemanden, dem ich etwas schenken darf.“

„Das weiß ich schon aus der Pension,“ versicherte Gertrud, die Hand der jungen Frau streichelnd. „Du hättest Alles hin- und fortgegeben, wenn ich nicht gewesen wäre.“

„Liebe Frau v. Nixen, kennen Sie meinen Spitznamen in der Pension?“ fragte Annemarie erröthend. „Man nannte mich die goldene Gans!“ Sie nahm ein Etui aus der Tasche und drückte es Gertrud in den Schooß. „Da, Trude, und behalte mich lieb, — willst Du?“

Das junge Mädchen öffnete das Schloß. Eine breite goldene Halskette nebst einem perlenbesetzten Medaillon blitzten ihr entgegen.

„Ich bitte Dich, Annemarie!“ rief sie staunend.

„Aber Herzensfrauchen,“ sagte Frau v. Nixen bewundernd, „das ist ja viel zu viel!“

„Mache mir die Freude, Trude,“ bat Annemarie leise, „und nimm beides von mir an!“

Sie sah so lieblich, wenn auch bleich und ange-

griffen aus, daß Gertrud sie umarmte und küßte. „Ich danke Dir, Annemarie, — Du bist ein Goldherz!“

„Ja,“ sagte die junge Frau erheitert, „aber ich habe noch eine zweite Bitte. Uebermorgen ist mein Geburtstag. Er soll leider durch eine Abendfestlichkeit gefeiert werden. Der Gedanke ist mir peinigend —“

„Aber warum geschieht es dann?“ fiel Frau v. Nixen theilnehmend ein.

„Mein Mann wünscht es, — er liebt mich so sehr. Wenn Trude bei mir wäre, würde es mir eine große Beruhigung sein.“

„Dann kommt sie gewiß!“ sagte Frau v. Nixen rasch. „Nicht wahr, Trude? Ein Festkleid wird sich schon beschaffen lassen!“

„Ach, Annemarie —“

„Willst Du mir nicht den Gefallen thun? Rolph hat uns auch schon einen Korb gegeben, er macht an dem Tage gerade sein Assessorexamen.“

„Ich komme,“ erwiederte Gertrud bestimmt, als sie die bedrückte Haltung der jungen, vielbeneideten Frau gewahrte. „Jetzt muß ich aber wirklich meine Hausschürze ablegen, — verzeihe einen Augenblick!“ Sie stand auf und ging hinaus.

„Wissen Sie, liebes Frauchen,“ sagte Frau v. Nixen leise, als ihre Tochter das Zimmer verlassen hatte,

„Trudchen hat einen sehr annehmbaren Verehrer. Er ist Baumeister, — ein hübscher und liebenswürdiger Mann, noch jung und gut situiert.“

„Wie heißt er?“ fragte Annemarie interessirt.

„Oskar Lemberg.“

„Ach!“ rief die junge Frau. „Ein Oskar Lemberg stand auch auf der Einladungsliste meines Mannes. Ich entsinne mich auch, seine Karte bei uns gesehen zu haben.“

„Das ist vortrefflich,“ sagte Frau v. Nixen. „Trude hat ein so sprödes Herz gegen fremde Menschen und so viel Stolz. Sie will von der Partie nichts wissen, will gar nicht heirathen. Ach, und ist es einer Mutter, einer kranken Mutter, zu verdenken, wenn sie ihr geliebtes Kind noch bei Lebzeiten in sicherem Schutz und Schirm sehen will? Wird Professor Lohmann sich später um Gertrud noch kümmern, wenn ich nicht mehr bin?“

„Ich verstehe Ihre sorgende Liebe,“ sagte Annemarie warm. „Ich werde Beide an der Tafel nebeneinander setzen. Hoffentlich wird unsere liebe Trude einst sehr glücklich sein.“

In dem Augenblick, als Gertrud zurückkehrte, läutete es abermals.

„Das ist der Professor,“ flüsterte Frau v. Nixen etwas erregt.

„Nein, es ist mein Diener, den ich mit einer Bestellung fortschickte," sagte Annemarie unruhig aufspringend. „Mein Mann erwartet mich zum Theater, — ich muß fort."

Sie verabschiedete sich schnell und eilte die Treppe hinunter, daß ihr der Diener kaum zu folgen vermochte.

Die Zurückbleibenden sahen ihr kopfschüttelnd nach. Zuletzt sagte Gertrud: „Mama, ich finde sie merkwürdig verändert. Ihr Mann tyrannisirt sie, wie es scheint, mit seiner Liebe. So sieht doch keine glückliche Frau aus!"

„Die reichen Menschen fühlen anders als wir, Kind," entgegnete Frau v. Nixen. „Aber es ist schon halb acht vorbei, — am Ende hat Lohmann es vergessen!"

Das Antlitz des jungen Mädchens färbte sich roth. Sie sah nach der Flamme unter dem brodelnden Theekessel.

Jetzt läutete es draußen zum dritten Male.

Gertrud ging, die Thür zu öffnen. Professor Lohmann stand vor ihr.

Er begrüßte sie mit einigen höflichen Worten, während er sich seines Ueberziehers entledigte. „Ich fürchte nur, zu stören."

„Mama hat sich sehr auf diesen Abend gefreut," sagte Gertrud mit ihrer tiefen, etwas umflorten Stimme. Sie sagte nicht w i r. Er beachtete es indessen nicht.

Er schritt ihr nach in's Wohnzimmer, wo er Frau v. Nixens Hand drückte und küßte. Dann sah er sich um.

„Behaglich, in der That! Unsereiner kommt selten in den Genuß einer solchen Theestunde. Thee wird genug und in vielen Häusern getrunken, aber man verhindert die angenehme Wirkung, die er ausüben soll, durch steifes und geziertes Wesen, durch Ueberzahl der Anwesenden oder durch die schreckliche Anforderung, geistreich sein zu sollen ohne Ende."

„Das kann Ihnen doch nicht schwer fallen, Herr Professor," sagte Frau v. Nixen verbindlich.

„Nicht? Meinen Sie?" Er nahm den ihm dargebotenen Stuhl dankend an. „Gerade mir wird jede solche Zumuthung zur unaussprechlichen Last. Das glauben Sie nicht? Passen Sie auf, ob ich den ganzen Abend über eine einzige sogenannte geistvolle Bemerkung machen werde. Ich komme soeben von einem Diner, wo ich den letzten Rest verausgabt habe."

In der That, die äußerst sorgfältige Ausstattung seines äußeren Menschen trat in hellen Gegensatz zu der Einfachheit der ihn umgebenden Verhältnisse.

Gertrud reichte ihm eine dampfende Tasse Thee.

Er sah flüchtig zu ihr auf. „Ich danke, mein Fräulein. Welcher Blumenpracht Sie sich hier erfreuen,"

sagte er zu Frau v. Nixen, auf den blühenden Inhalt des Blumentisches zeigend.

„Meiner Tochter Werk."

„Wirklich? Diese Hände können auch solche duftende Buchstaben der Natur hervorbringen?" Er sah zu Gertrud hinüber, deren edles, jetzt sanft geröthetes Antlitz, von der Lampe beschienen, wie eine Kamée anzuschauen war.

Sie lächelte ohne Verlegenheit. „Ich bin gar nicht so ungeschickt, wie Sie wohl Ursache haben zu glauben, Herr Professor. Es ist uns nur unbekannt, daß Sie ein Blumenfreund sind."

„Ich bin ein Freund von allem Schönen," entgegnete er ruhig.

Es kam Gertrud sehr sonderbar vor, diesem Manne gegenüber heute den Umgangston des gesellschaftlichen Verkehrs anwenden zu müssen. Bei ihren sonstigen geschäftlichen Zusammenkünften war sie stets der Untergebene, dem keinerlei Gleichberechtigung zugestanden ward. Sie schrieb stumm nach, was er diktirte, und wenn sie sich einmal verschrieb oder einen Fehler machte, so hatte er noch nie eine andere Rechtfertigung für sie gehabt, als die der weiblichen Unzuverlässigkeit. Kein ferneres Wort des Lobes war ihr je zu Theil geworden, als das, womit der Professor damals zuerst ihre Fähigkeit,

nach Diktando zu schreiben, anerkannt hatte. Von da ab ward sie für diese Fähigkeit entsprechend höher bezahlt, damit gut. Er schien sie überhaupt gar nicht als Weib zu betrachten, ebensowenig wie er das junge Mädchen und dessen Berechtigung zu angenehmerer, lebhafterer Beschäftigung jemals in ihr zu bemerken schien.

Heute zum ersten Male, wo er Gertrud häuslich schalten und walten sah und den wohlthuenden Einfluß ihrer Sorglichkeit an seinem wachsenden Wohlbehagen spürte, stellte er sie in Vergleich mit den Damen seiner Bekanntschaft. Aber er fand nirgends eine Mädchen- oder Frauengestalt, welche er mit dieser armen Lehrertochter hätte in eine Reihe stellen können.

Ihre Haltung ihm gegenüber war bei aller bescheidenen Zurückhaltung doch himmelweit verschieden von der schmeichelhaften Scheu, welche die jungen Mädchen der Gesellschaft ihm so kokett zu beweisen suchten, ebensowenig besaß Gertrud Neigung, ihr wirklich gediegenes Wissen im Gespräch hervorleuchten zu lassen, was er doch von Frauen mit viel geringeren Kenntnissen so oft hatte hören müssen. Am allerwenigsten erschien sie ihm gefallsüchtig. Wenn sie ihr dunkles Auge zu ihm erhob, so lag nur der Wunsch darin, einem Wunsche seinerseits höflich entgegen zu kommen. Sie reichte ihm die Schüsseln mit kaltem Fleisch, den

Salat, Zucker und Rum ohne den geringsten Versuch jenes verbindlichen Lächelns, welches er überall zu sehen gewöhnt war.

„Darf ich abräumen, Mama?“ fragte Gertrud, als sie bemerkte, daß der Professor seine leere Tasse etwas weiter von sich abschob, als er bis dahin gethan.

Sie stand auf und begann das Geschirr leise und schnell auf einem Tablet zu ordnen.

„Wenn ich Ihnen helfen könnte, mein Fräulein, würde ich es sehr gern thun,“ scherzte Richard Lohmann, „aber so weit reicht meine Wissenschaft leider noch nicht.“

Sie erröthete flüchtig und verschwand.

Sofort bog sich Frau v. Nixen zutraulich weiter vor und sagte gedämpft: „Es ist mir so lieb, verehrter Herr Professor, Sie bei mir zu sehen, als Freund meines seligen Gatten und Trudchens Vormund. Denken Sie, das liebe Kind hat Gelegenheit, eine vortreffliche Parthie zu machen. Es ist ein Verwandter einer Bekannten meiner Tochter, der jungen Lehrerin im Hause uns gegenüber, Baumeister Oskar Lemberg. Sie hat ihn zweimal zufällig drüben getroffen, und darauf hat er mir kürzlich seinen Besuch gemacht. Nun, da ist doch wohl kein Zweifel mehr, daß er mein Kind liebt, — nicht wahr, Herr Professor?“

Er hatte sehr aufmerksam zugehört. „So scheint es. Ich kenne den jungen Mann zwar nicht, aber das ist kein Grund, ihn nicht kennen zu lernen. Was sagt denn Ihre Tochter dazu?“

Frau v. Nixen seufzte leise. „Nicht viel. Aus ihr ist so wenig herauszubringen. Sie kennen sie ja auch, verehrter Herr Professor, — vielleicht fühlen Sie ihr bei Gelegenheit einmal auf den Zahn. Sehen Sie, heute macht sie es gerade so, — ich weiß, sie freut sich aufrichtig über Ihre schätzbare Gegenwart; aber zeigt sie auch nur eine Spur davon? Nein.“

„Ah, Sie verlangen da etwas zu viel, verehrte Freundin,“ sagte Richard Lohmann zweifelnd.

„Komm einmal her, Trude!“ rief Frau v. Nixen ihrer eintretenden Tochter entgegen, in der Absicht, sie in Lohmann's Interesse zu befestigen. „Sage dem Herrn Professor doch selbst, wie sehr Du Dich freust, ihn hier zu sehen, — er glaubt es nicht. Schämst Du Dich etwa? Er ist ja Dein Vormund.“

Lohmann war aufgestanden und blickte forschend in ihr halb verlegenes, halb nachdenkliches Gesicht. Er wollte ihr die Hand reichen, aber in ihren dunklen Augen leuchtete etwas wie Abweisung auf. So unterließ er es.

Es that ihr in diesem Moment etwas unsäglich

weh im Herzen. Die Tage ihrer Kindheit glaubte sie plötzlich zurückgekehrt, wo sie diesen Mann wie eine Gottheit gefürchtet und verehrt. Und später war noch ein drittes Gefühl dazu gekommen, das der Bewunderung. Ja, sie hatte Lohmann's männliche Schönheit bewundert wie seinen Geist. That sie denn dasselbe nicht noch heute? In dieser Stunde? Trotz der Geringschätzung, mit welcher er seine Wohlthaten an sie austheilte?

Es stieg ihr so heiß in die Schläfen, daß die Adern darin zu pochen begannen.

Der Professor betrachtete sie. Die Sprache dieser bewegten Züge, die er bisher nur im Zustande der Ruhe und schweigender Unterwürfigkeit gesehen, war ihm neu, interessant. Nichts anderes als die keimende Liebe zu dem jungen Baumeister konnte die Triebfeder dieser schöneren Lebendigkeit sein. Richard Lohmann mußte unwillkürlich an jene blonde Frau denken, welche ihm einst dasselbe Glück in's Herz gelegt.

Die weiche Regung schwand.

„Fräulein Gertrud hat mich vollkommen von ihrer Freude überzeugt,“ sagte er kurz. „Es ist mir jetzt wirklich peinlich,“ wandte er sich an Frau v. Nixen, „unter solchen Umständen die schöne Handschrift Ihrer Tochter weiter in Anspruch zu nehmen.“

„Weßhalb?“ fragte Gertrud schnell. „Ich bitte Sie, mir meine Thätigkeit nicht entziehen zu wollen.“

„Noch nicht? Wie Sie wünschen. Morgen bin ich verhindert, — aber übermorgen von sechs Uhr Nachmittags an —“

„Uebermorgen?“ fiel Frau v. Nixen ein. „Nein, Trudchen, Du weißt ja —“

„Ich bin pünktlich wie immer zur Stelle, Herr Professor. Sie müssen nur in Betreff meiner äußeren Erscheinung Nachsicht üben. Mamachen, es läßt sich Beides ganz gut vereinen,“ schloß sie, die Hand ihrer Mutter streichelnd.

Eine Stunde später verabschiedete sich Richard Lohmann von Frau v. Nixen mit verbindlichem Dank.

Gertrud nahm eine Kerze, ihm die Treppe hinabzuleuchten.

„Ich bitte Sie,“ sagte er spöttisch, „Ihre gütige Fürsorge für meine Person nicht bis zu dieser schwindelnden Höhe zu treiben. Ich bin mir nicht bewußt, dieselbe verdient zu haben.“

„So ist es!“ fuhr es ihr mit zwingender Gewalt über die Lippen.

Er sah sie einen Augenblick erstaunt an, nahm dann den Leuchter aus ihrer Hand, blies die Kerze aus und gab ihr beides zurück. „Unten ist es hell genug. Gute Nacht!“ —

Im Opernhause wurde heute Abend ein neues Ballet gegeben.

Das Haus war gedrängt voll, ausverkauft.

In der Fremdenloge links saßen drei Personen auf den vorderen Plätzen, — Frau v. Trefflingen und Valer Carisius mit seiner Frau.

Die Musik spielte verlockende Weisen, die Pracht der Dekorationen blendete, Tänzerinnen schwebten in flimmernder Gewandung vorüber, die Lichteffekte wechselten zauberhaft. Das Publikum beklatschte seine Lieblinge — Alles war Leben, Glanz und Entzücken.

Auch Valer, an Frau v. Trefflingens Seite sitzend, wandte kein Auge von der Bühne.

Annemarie, welche das Hüpfen und Springen noch von ihrer Pension her haßte, wo man ihr ungeschicktes Tanzen so spöttisch getadelt, lehnte gleichgültig das Haupt gegen den Sessel. Ihre Augennerven schmerzten bald von dem unaufhörlichen Licht- und Farbenwechsel. Die Musik that ihren Gehörnerven empfindlich weh. Aber sie wagte nichts davon zu sagen. Sie dachte nur sehnsüchtig an Gertrud's trautes Heim zurück, welches sie um dieses qualvollen, rauschenden Vergnügens halber so schnell hatte verlassen müssen, und an Rolph, der ihr verziehen.

Endlich war der Akt zu Ende.

Valer stand auf. Er war ersichtlich geistig angeregt.

„Wir gehen doch in's Foyer?"

Frau v. Trefflingen erhob sich. „Gern!"

„Und Du, meine theuere Annemarie?" fragte er, sich über ihre Sessellehne beugend.

„Ich möchte lieber hier sitzen bleiben," bat sie leise. „Es schwirrt mir Alles im Kopfe."

Er nickte, reichte der Legationsräthin den Arm und verließ mit ihr die Loge.

„Befehlen Sie irgend eine Erfrischung?"

„Ich danke."

„Ihr Herr Gemahl ist doch wohlauf?"

Sie zuckte die Achseln. „Wie man's nimmt."

„Und Ihre Frau Tochter?"

Sie umkreisten mit dem Strome immer zur linken Seite die Wandelbahn.

„Meine Tochter?" sagte die Legationsräthin stehen bleibend, und ihr schönes Antlitz nahm einen herben Ausdruck an. „Meine Tochter ist die größte — Still! Setzen wir uns einen Moment auf diesen Divan!"

Er gehorchte augenblicklich. „Waren Sie schon in Rittberg?"

Frau v. Trefflingen lachte. „Nein, Gott sei Dank! Ich habe weder Sehnsucht nach meinem Schwiegersohn, noch nach dessen mittelalterlichem Ahnenbilde von

Mutter. Die Komödie am Hochzeitstag hat mir vorläufig genügt."

„Brrr!" Valer schüttelte sich. „Man sollte doch vorsichtig sein in der Wahl seiner Eltern. Da verstand es Fräulein Lucie besser." Er beugte sich vor und schaute der schönen Frau mit heißer Bewunderung in's Auge.

Sie wich diesem Blick keineswegs aus. Endlich sagte sie halblaut: „Was versteht ein so zärtlicher Ehemann wie Sie von dem Geschmack meiner Tochter!"

Er zuckte die Achseln. „Ich wünschte, Sie haßten mich."

„Weßhalb?"

„Ich verstehe es so gut, Menschen zu versöhnen," flüsterte er, ihr den Fächer spielend aus der Hand nehmend. „Versuchen Sie es einmal!"

„Ich hasse nur einen Menschen auf dieser Erde," fiel sie erregt ein.

„Den Sie zuvor geliebt haben," sagte er ruhig.

Sie richtete sich hastig auf. „Woher wissen Sie das?"

Er lachte. „Richtig auf den Busch geklopft! Nein, schönste Frau, allerschönste Frau, das ist eine uralte Erfahrung. Frauen müssen, um zu hassen, erst geliebt haben. Bei uns Männern ist das etwas Anderes.

Sie haben schon einmal eine solche Anspielung gemacht. Gestehen Sie, Sie möchten dem Betreffenden gern Ihren Zorn fühlbar machen!“

„Ja,“ zischte sie zwischen den rothen Lippen hervor. „Können Sie mir dazu verhelfen? Ich zählte schon lange auf Sie.“

„Wer ist's also?“ Valer, den nur die Leidenschaft des Weibes, gleichviel unter welcher Form, reizen konnte, drückte den Fächer fest auf ihre Hand. „Schnell, man wird sogleich läuten.“

„Professor Lohmann,“ flüsterte sie heftig. „Er meidet mein Haus und —“

„Ah, Ah! So! Das hätte ich Schwachkopf mir denken können. Wie wollen Sie sich aber an diesem Halbgott rächen?“ fragte er lächelnd. „Die ganze Damenwelt wird gegen Sie Front machen.“

„Halbgott!“ Ihre blauen Augen glühten in wildem Feuer. „Bah! Auch er wird seine Achillesferse haben. Könnte ich sie treffen, ihm wehthun, ihm vergelten! Könnte ich —“

Das Zeichen zum Beginn des nächsten Aktes ertönte. Die Menschen strömten nach den Korridoren zurück.

Valer blieb noch einen Augenblick sitzen. Er beugte sich völlig zu ihrem Antlitz herab. „Soll ich auf Kundschaft gehen? Und der Lohn?“

„Wenn ich ihm die hoheitsvolle Maske vom Antlitz reißen kann,“ rief sie sich erhebend, „welche Wollust! Wir verstehen uns!“

Er reichte ihr den Arm. „Wirklich? Verstehen wir uns? Nun, wir werden ja sehen!“

Ihre Hand von seinem Arm aufnehmend, drückte er dieselbe gewandt und feurig an seine Lippen.

Dann kehrten sie in die Loge zurück. —